Nummer 1/2017

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Sehr geehrte Leserinnen und Leser der Bad Kreuznacher Heimatblätter,

an dieser Stelle nochmals die besten Wünsche für das Jahr 2017.

Viele interessante Beiträge erwarten Sie wieder: Sie befassen sich u.a. mit dem großen Jubiläum des Reformationsjahres und unserem regionalen Jubiläum zu 200 Jahren Kurbad. Außerdem dürfen Sie sich auch auf andere Entdeckungen unserer engagierten Autoren freuen, die immer wieder spannende Details der Vergangenheit unserer Heimat ans Licht holen und vor dem Vergessen bewahren. So wie die Kunstwerke auf der Alten Nahebrücke in Bad Kreuznach , von denen Sie im Folgenden lesen: Auf diese Weise wird der erste Beitrag zum „Brückenschlag" ins Neue Jahr.

Viel Freude bei der Lektüre wünscht Ihnen

Anja Weyer M.A. (Redaktion)

Der heilige Nepomuk auf der Alten Nahebrücke

Vom Schicksal der beiden Nepomuk-Standbilder

VON ROLF SCHALLER, BAD KREUZNACH

Vorwort

Auf der flussabwärts gelegenen Seite des ersten und zweiten Pfeilers der Alten Nahebrücke standen einst – wie auf vielen größeren Brücken der damaligen Zeit – zwei Standbilder, eine Nepomuk-Statue und ein Brückenkreuz. Das Barock-Ensemble wurde vermutlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem Mainzer Bildhauer Burkard Zamels (1690-1757) geschaffen. [1)] Das Barockkreuz fiel in der Nacht zum Samstag, dem 26. September 1931, gegen zwei Uhr einer mutwilligen Zerstörung zum Opfer. Im März 1934 konnte die Stadt ein neues, von dem Bad Kreuznacher Bildhauer Ludwig Cauer geschaffenes Brückenkreuz in ihre Obhut übernehmen.[2)] Die Statue des hl. Nepomuk auf dem ersten Brückenpfeiler befand sich jedoch bereits um 1900 in erbärmlichem Zustand und musste im Jahr 1909 durch eine Kopie von Arthur Zimmer ersetzt werden.[3)]

Im Folgenden wird vom Schicksal der alten und neuen Nepomuk-Statue berichtet.

Die Alte Nahebrücke um 1900 mit dem Brückenkreuz und der Nepomuk-Statue (Bildmitte, hinten). Foto: Kreismedienzentrum Bad Kreuznach

Die Nachbildung der Nepomuk-Statue von Arthur Zimmer um 1909. Postkarte: Sammlung Rolf Schaller.

Die Geschichte der Alten Nahebrücke

Die achtbogige, steinerne Nahebrücke zwischen den von Stadtmauern umgebenen beiden Kreuznacher Stadtteilen, der Neu- und der Altstadt, bildete in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Errichtung eine verteidigungsfähige Wehranlage, auf der wohl keine Statuen standen. Die Brücke besaß Brüstungsmauern, die Pfeiler waren teilweise mit Schießkammern ausgestattet, auf der Altstadtseite riegelte ein Torturm die Brücke ab und auf dem ersten Brückenpfeiler neustädterseits stand ein weiterer, wenn auch kleinerer Brückenturm. Velten geht davon aus, dass die Türme den 30-jährigen Krieg überstanden haben und erst 1689 von den Franzosen zerstört wurden.[4)]

Die Geschichte des Heiligen

Der heilige Nepomuk, der eigentlich Johannes ne Pomuk (aus Pomuk) hieß, wurde um 1350 in Pomuk bei Pilsen geboren. Der Priester und Generalvikar geriet beim Streit um die Lösung des Großen Abendländischen Schismas (Schisma = Spaltung, Trennung) zwischen die Fronten von König Wenzel IV. und dessen früherem Kanzler, dem Erzbischof Johannes Jenstein von Prag. Der schwere Konflikt war im Kardinalskollegium nach der umstrittenen Papstwahl von Urban VI. entbrannt. Ein Teil des Kollegiums erklärte Urban für unfähig und wählte Clemens VII. zum Gegenpapst. Erst das Konzil von Konstanz konnte 1417 die Spaltung überwinden. Im Verlauf der Auseinandersetzung wurde Johannes von Pomuk zusammen mit anderen erzbischöflichen Beamten verhaftet, gefoltert und im März 1393 von der Prager Karlsbrücke in die Moldau gestürzt und ertränkt.

Die Aufstellung des Standbildes

Folgt man den Ausführungen Veltens, so können Brückenkreuz und Nepomuk-Standbild nicht vor 1748 aufgestellt worden sein.[5)] Dabei ist auch das Jahr der Kanonisierung des Johannes Nepomuk zu berücksichtigen. Die geschilderten Zusammenhänge legen die Möglichkeit nahe, dass die beiden Barock-Denkmäler nicht eigens für die Kreuznacher Nahebrücke angefertigt, sondern von einem älteren Standort hierher versetzt wurden. Da laut Döry die Rechnungsbände der fraglichen Zeit im Landeshauptarchiv Koblenz fehlen, kann der damalige Auftraggeber für das Ensemble nicht mehr ermittelt werden. Jedenfalls war Johannes Nepomuk schon vor seiner Heiligsprechung durch Papst Benedikt XIII. im Jahr 1729 beim Volk sehr beliebt.

Bei der Nepomuk-Figur auf der Alten Nahebrücke handelte es sich um eine eher ungewöhnliche Darstellung des Heiligen. Nepomuk zeigte dem Betrachter das mit beiden Händen erhobene Kruzifix und wendete dabei den Kopf ab. Dadurch bot die Figur von der Bischofsmütze über Kopf, Gewänder und Standbein eine anmutige S-förmige Linie, womit sie sich künstlerisch von anderen zeitgenössischen Nepomuk-Darstellungen abhob. Kreuz und Nepomuk gehörten laut Döry zu einer fest umrissenen Werkgruppe Zamels.

Reparatur und Neuschöpfung

Im Laufe der Jahrzehnte hatte die Standfestigkeit der Nepomuk-Statue erheblich gelitten, obwohl sie, wie auch das Brückenkreuz, von hinten mittels einer Eisenstange abgestützt wurde. Am Freitag, dem 3. Juli 1908, berichtete der Kreuznacher Generalanzeiger: *„Die Figur des hl. Nepomuk auf der Nahebrücke, die schon viele Jahrzehnte Sturm und Wetter getrotzt hat, geht ihrem Verfall entgegen. Seit einiger Zeit spaltet sich der Stein, und es ist zu befürchten, daß bei einem etwaigen Absturz der vorderen Hälfte leicht die Passanten der Nahebrücke getroffen werden könnten, denn der Spalt dehnt sich immer weiter aus. Es ist daher die größte Vorsicht geboten und es muß von der Behörde baldigst etwas geschehen."* Tatsächlich beauftragte die Verwaltung den Bildhauer Philipp Pfannenkuchen mit der Instandsetzung. Pfannenkuchen firmierte damals unter *„Bildhauerei und Grabsteingeschäft, Mannheimer Straße Nr. 246"*. Wie die Zeitung drei Wochen später, am 27. Juli, vermeldete, hatte Pfannenkuchen „die Arbeit dadurch ausgeführt, daß er um die Figur ein Drahtgeflecht geschlungen hat, um den befürchteten Absturz zu verhüten. Ob dies nicht durch andere Weise zu bewerkstelligen war, entzieht sich einstweilen noch unserer Kenntnis. Schöner hätte es jedenfalls ausgesehen."

Die Stadtverordneten entschieden sich nunmehr doch für eine Erneuerung des Standbildes. Im Protokollbuch der Stadtverordneten-Versammlung vom 18. Februar 1909 ist unter dem Tagesordnungspunkt „Erneuerung der Nepomukstatue auf der Alten Nahebrücke" zu lesen: *„Die Baukommission empfiehlt, das Standbild des Nepomuk auf der alten Stadtbrücke, das durch Frost zerstört ist, zu erneuern und die Ausführung der Bildhauerarbeit an den Mindestfordernden Bildhauer Arthur Zimmer zum Preise von 348,25 Mark zu übertragen. Als Material soll Savonniers-Kalkstein genommen werden. Die Versammlung stimmt zu."* Arthur Zimmer führte die Arbeit fristgerecht aus und so heißt es im stä-

dtischen Verwaltungsbericht des Jahres 1909 auf Seite 29: *„Auf Antrag der Baukommission beschloß die Stadtverordneten-Versammlung nach dem sorgfältig abgehobenen und mit Gyps ausgebesserten Modell ein neues Standbild herstellen zu lassen. Durch die sorgfältig ausgeführte und getreue Nachbildung der Nepomukfigur hat Herr Bildhauer Arthur Zimmer sich in hohem Maße Anerkennung für seine Leistung in der Bürgerschaft erworben. Die durch Gyps sorgfältig restaurierte Original-Figur hat die Stadtverordneten-Versammlung der katholischen Kirchengemeinde zum Heilig Kreuz als Geschenk überwiesen."*

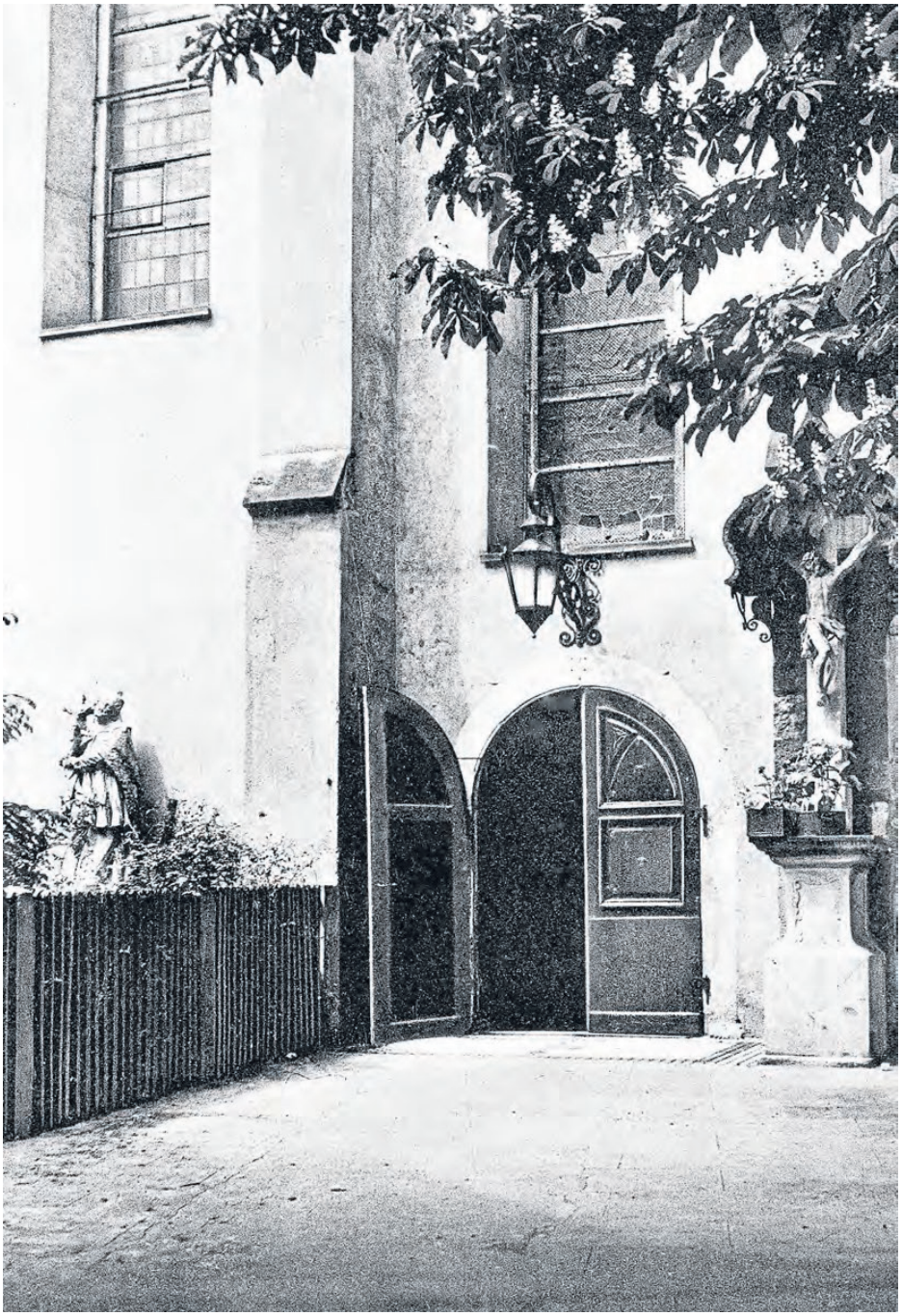
Das Schicksal des Originals

Zwei Jahrzehnte zuvor hatte man die über 600 Jahre alte St.-Nikolaus-Kirche noch abbrechen und durch einen Neubau ersetzen wollen. Das Kultusministerium lehnte das Ansinnen 1893 ab und so kam es zum Neubau der Heilig-Kreuz-Kirche und der Einrichtung einer zweiten katholischen Stadtpfarrei. Die Grenze zwischen der alten Pfarrei St. Nikolaus und der neuen Schwester-Pfarrei Heilig-Kreuz bildete die Nahe. Die ehemalige Klosterkirche St. Wolfgang diente der Pfarrei Heilig-Kreuz als Nebenkirche.

Dieser jungen Pfarrei sollte die Stadtverordneten-Versammlung nun also die Nepomuk-Figur Burkard Zamels' geschenkt haben. Doch wo war das Standbild verblieben? Die Nachforschungen in Abstell- und Kellerräumen des Pfarrhauses Heilig-Kreuz und in der Kreuz-Kirche selbst verliefen ebenso ergebnislos wie die anschließende, eher verzweifelte Suche in der Pfarrei St. Nikolaus. Die Recherchen in den beiden Pfarrarchiven erbrachten ebenfalls keinerlei Hinweis und auch das Amt für kirchliche Denkmalpflege wusste auf Nachfrage nichts von einer Nepomuk-Figur. Ein Zufall führte den Autor acht Jahre nach der Veröffentlichung der beiden Aufsätze über das Brückenkreuz bzw. die Alte Nahebrücke in den Bad Kreuznacher Heimatblättern Nr. 2 bzw. 10-11/2008 auf die richtige Fährte. Der Bad Kreuznacher Heimatforscher Otto Palm hatte auf der Rückseite einer Postkarte mit der Abbildung des neuen Standbildes von Arthur Zimmer vermerkt: *„Die Vorgängerstatue stand vor dem Eingang der Wolfgangskirche."*

Es gibt zwar eine Postkarte vom Altarraum der Wolfgangskirche und eine Fotografie der Außenansicht der Kirche von Westen, aber gab es vielleicht auch ein Foto von der Südseite? Die Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek konnte ebenso wenig weiterhelfen wie das Kreismedienzentrum. Nach mehreren vergeblichen Anläufen führte eine weitere Anfrage beim Amt für kirchliche Denkmalpflege zum Erfolg: Frau Rita Heyen fand im Archiv des Amtes in Trier eine Postkarte mit einer Ansicht des Eingangs der ehemaligen Klosterkirche St. Wolfgang. Die Ansichtskarte zeigt rechts vom Eingangsportal ein überdachtes Barockkreuz und links neben dem Stützpfeiler im Klostergarten – unverkennbar – die Nepomuk-Statue von Burkhard Zamels. Dort hatte das Geschenk der Stadt Kreuznach an die Pfarrei Heilig-Kreuz also Aufstellung gefunden und stand dort, wenig beachtet, von 1909 bis Anfang des Jahres 1945. 1944 hatte sich der Zweite Weltkrieg nach Deutschland verlagert. Nach dem bis dahin verheerendsten Bombenangriff der US-Air Force auf Bad Kreuznach am 25. Dezember 1944, bei dem über 160 Menschen den Tod fanden, stand der Höhepunkt der Bombardements noch bevor. Im Nord-Elsass startete die Wehrmacht das Unternehmen *„Nordwind"*, wodurch Bad Kreuznach und die Strategische Eisenbahnlinie erneut auf die Angriffslisten der 8. und 9. US-Air Force gerieten. Um die Mittagszeit des 2. Januar 1945 luden insgesamt 139 B17-Bomber ihre tödliche Last über der Stadt ab. Die Ordnungspolizei meldete später nach Berlin: *„Stadtteil Altstadt zum größten Teil vernichtet. Erhebliche Häuserschäden. U.a. getroffen: Seitz-Werke, Chem. Fabrik Dr. Jacob, Schlachthof, Güterbahnhof, Personenbahnhof, E-Werk, Straßenbahndepot, Hauptpost, Kreisleitung, Landratsamt, Lederwerke Rothe und zwei Kirchen [Heilig Kreuz und St. Wolfgang]."*[6] Die St.-Wolfgang-Kirche sank samt ihrer wertvollen Barockorgel in Schutt und Asche. Vom Langhaus standen nur noch stumpfe Mauerreste und Zamels' altes Nepomuk-Standbild vor dem Eingangsportal war zertrümmert. Der Chor war zwar schwer beschädigt, aber weitgehend erhalten geblieben. Durch glimmende Balken des benachbarten Gymnasiums fing am darauffolgenden Tag der noch verschonte Hochaltar Feuer und brannte nachträglich nieder.

Am 24. November 1952 verkaufte die Kirchengemeinde Heilig Kreuz das ehemalige Klostergelände für 25.000 DM an das Land Rheinland-Pfalz. Das Areal diente später dem Wiederaufbau und der Erweiterung des Gymnasiums. Der Kirchenchor wurde instandgesetzt und nahm die *„Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek des Landkreises Bad Kreuznach"* auf (siehe Festschrift 150 Jahre Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V.



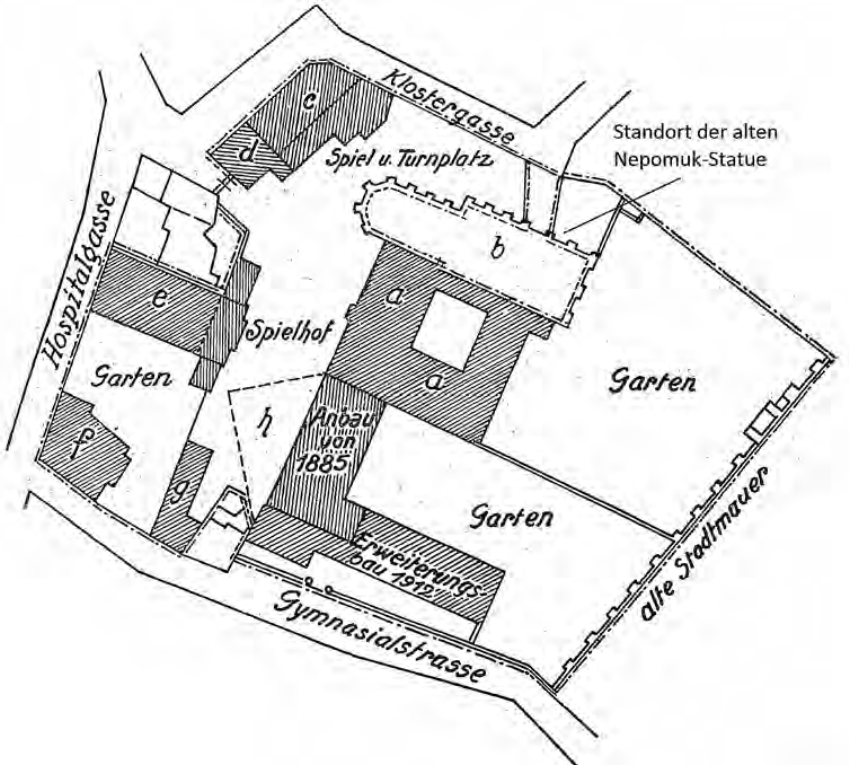
Eingang zur St.-Wolfgang-Kirche mit der alten Nepomuk-Statue (links) von Burkard Zamels (Ausschnitt).
Postkarte: Amt für kirchliche Denkmalpflege, Trier

1856-2006, Dokumente und Abhandlungen zur Vereinsgeschichte, Bad Kreuznach 2006, S. 101 ff).

Das Schicksal von Arthur Zimmers Kopie

Am Freitag, dem 16. März 1945, als amerikanische Panzer bereits an der Hargesheimer Kreuzung und in Bad Münster standen, wurden gegen Mittag kurz nacheinander der mittlere Bogen der Salinenbrücke, die drei Bögen der Kaiser-Wilhelm-Brücke, die Landfuhr- und Eisenbahnbrücke sowie der zweite und dritte Bogen der Alten Nahebrücke über dem Hauptarm der Nahe von deutschen Truppen gesprengt. Die beiden Flusspfeiler und der erste Brückenbogen zur Klappergasse hin blieben bis auf das kleine Brückenhaus unbeschädigt. Vom Cauer-Kreuz auf dem zweiten Pfeiler hing nur der senkrechte Kreuzbalken noch in der Verankerung auf dem Sockel. Und die Statue des hl. Nepomuk – die Nachbildung von Arthur Zimmer aus dem Jahr 1909 – ereilte das gleiche Schicksal wie wenige Wochen zuvor das Original: Die Druckwelle der Sprengung fegte das Nepomuk-Standbild von der Brücke. Bruchstücke des Zimmer'schen Nepomuk-Standbildes wurden, wie Dr. Velten am 6. Februar 1959 im Oeffentlichen Anzeiger berichtete, *„geborgen und sorgfältig aufgehoben, bis einmal das Kreuznacher Museum durch eine Erweiterung in die Lage versetzt wird, auch diese Kunstdenkmäler der öffentlichen Besichtigung in würdiger Weise zugänglich zu machen."* Nach Auskunft des Museumsleiters Marco van Bel sind die Spolien heute nicht mehr vorhanden. Das einzige Relikt, das von Burkhard Zamels Barock-Ensemble mit Kreuz und Nepomuk-Statue aus dem 18. Jahrhundert erhalten blieb, ist der Sockel des Brückenkreuzes, der unter dem Vordach des PuK in der Hüffelsheimer Straße zwischen einigen Sarkophagen abgestellt wurde. Nach zwei vergeblichen Anläufen zum Wiederaufbau der Alten Nahebrücke in den Jahren 1948 und 1953 beschloss der Stadtrat den Neubau als Spannbetonbrücke. Die Baufirma Ernst Gerharz begann am 16. März 1955 – auf den Tag zehn Jahre nach der Brückensprengung – mit dem Abbruch des Brückenteils über dem Hauptarm der Nahe. Im Juni 1956 war die Spannbetonbrücke weitgehend fertiggestellt und am 16. Juli konnte der neue Brückenteil unter großer Anteilnahme der Bevölkerung feierlich eingeweiht werden. Bereits in der Sitzung vom 25. Februar 1955 hatte der Stadtrat beschlossen, sowohl ein Brückenkreuz als auch eine neue Nepomuk-Statue wieder aufstellen zu lassen. Über den eventuellen Standort des hl. Nepomuk war man sich uneinig. Angedacht hatte man den Platz vor dem Dexheimer'schen Grundstück. Zwar konnte das neue, von dem Bad Kreuznacher Bildhauer Karl Steiner geschaffene Brückenkreuz am Sonntag, dem 21. Dezember 1958, enthüllt werden, ein neuer Brückenheiliger aber war wohl nicht mehr zeitgemäß.

West-Ansicht der ehemaligen Klosterkirche St. Wolfgang und des Gymnasiums vor 1945.
Foto: Foto: Kreismedienzentrum Bad Kreuznach.



Karte des Klosterbereichs bzw. des Gymnasiums. Fundstelle: Festschrift zur Jahrhundertfeier des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Kreuznach 1819-1919, R. Voigtländer Nachfolger, Bad Kreuznach 1920.

Anmerkungen

1) Döry 2001, S. 337 ff.
2) Schaller, Rolf: Ein Wahrzeichen ersteht neu, Heimatblätter 2/2008.
3) Schaller, Rolf: Der Neubau der Alten Nahebrücke, Heimatblätter 10-11/2008.
4) Velten 1965, S. 11 ff.
5) Velten 1965, S. 62.
6) Schnatz 2000, S. 389 ff.

Quellen und Literatur

Döry, Ludwig, Baron: Altäre und Statuen des Barock in Kreuznach. Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte, 53. Jg., Mainz 2001.
Schnatz, Helmut: Zu den Luftangriffen auf Bad Kreuznach und Bad Münster am Stein 1944/45, Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, 26. Jahrgang 2000, Sonderdruck, Verlag der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz.
Velten, Karl: Die Alte Nahebrücke in Kreuznach, Bad Kreuznach 1965.
Amt für kirchliche Denkmalpflege Trier, Rita Heyen.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 2/2017

Beilage Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

Haben Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten Luther vor der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen bewahrt?

Die Ebernburg als Strategiezentrum während Luthers schwerster Tage

VON DR. FRIEDRICH ULBRICHT, KOBLENZ

Einleitung

„Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt", verkündete der päpstliche Ablasshändler Johann Tetzel. Für den Kauf dieser „Versicherungspolice" das Volk leiden sehend, verkündete am 31. Oktober 1517 der Mönch Martin Luther 95 Thesen. Kern ihres Inhaltes: der Papst könne nicht durch Zahlung von Geld die Seele retten. Damit hatte Luther gegen das kirchliche Lehramt verstoßen. Anders als bei Hus, zeigte Leo X. drei Jahre Geduld. Zeit für Luther, zu widerrufen. Stattdessen veröffentlichte er immer neue Denkschriften. Schließlich riss Leo X. der Geduldsfaden: er verhängte den Kirchenbann. Um Luther nach Rom zu verschleppen, musste vom Kaiser auch die Reichsacht verkündet werden. Das sollte 1521 auf dem Wormser Reichstag geschehen. Es sei denn, Luther „käme endlich zur Vernunft". Doch Luther blieb wieder standhaft. Verunsichert, weil einen Aufstand befürchtend, entschloss sich der Kaiser gegen den Willen Roms die Acht erst auszusprechen, wenn Luther auf seine Weisung hin wieder abgereist sei. So kam die Verkündung zu spät: Luther, bald in Sicherheit, war für Rom nicht mehr greifbar.

Was im Einzelnen geschah und was für eine besondere Rolle zwei Reichsritter spielten, als Luthers Leben nur noch an einem seidenen Faden hing, soll nachfolgend – oft verdichtet – aufgezeigt werden.

Zwei Fragen sind vorab zu klären: warum reagierte die römische Kirche so unnachgiebig und was bewegte Luther, nicht von seiner Sache abzugehen?

Die römisch-katholische Kirche

Gründe für die nach Jesu Tod sich bildenden christlichen Gemeinden waren Endzeitstimmung und Messiaserwartung. Als Christus nicht wieder kam und damit die Erlösung ausblieb, wurde der Tod Christi umgedeutet: die Erlösung sei nicht materiell irdischer Art, sondern eine spirituell jenseitige.

Franz von Sickingen. Foto: Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek, Bad Kreuznach (HWZB)

Für den Christenmenschen galt somit, sich für die Erlösung im Jenseits vorzubereiten. Diese Vorbereitung gewährte die durch den Zusammenschluss der Gemeinden entstandene Kirche. Mit der Zunahme der Christen bildeten sich feste Strukturen; die kirchliche Hierarchie entstand. Nachdem das Christentum unter Kaiser Konstantin (306–337) eine bestimmende Macht wurde, betrachteten sich die Bischöfe von Rom als Nachfolger Petri. Dies führte zum Papsttum. Um ihren Anspruch – alleinige Heilsverkünder zu sein – zu festigen, wurden immer mehr Regeln – Riten, Gebote, Verbote – eingeführt. Mit diesem so entstandenen Lehramt beanspruchte Rom das Recht, über Wahrheit und Irrtum in Glaubensfragen verbindlich zu entscheiden. Wer dagegen verstieß, wurde bestraft, in schlimmen Fällen, wie bei Hus und vielen anderen, zum Ketzer verurteilt und verbrannt. Was sich Rom folglich vorgenommen hatte, versuchte es durchzusetzen. So reichte ihm die Erhebung zur Staatskirche nicht; es wollte auch die weltliche Macht. Auf legalem Wege nicht erreichbar, wurde das notwendige Edikt (Konstantinische Schenkung) gefälscht. Seit dem Pioniergedanken Papst Innozenz III. von 1215 war gar Freikauf von Verfehlungen bei Zahlung eines Geldbetrages (Ablassgeld) möglich.

Der Mönch Martin Luther

Luther, am 10. November 1483 in Eisleben geboren, im katholischen Glauben erzogen, sollte Rechtsgelehrter werden. Nach Beendigung seines Studiums an der Universität Erfurt wurde er kurz vor dem Ort Stotternheim fast von einem Blitz getroffen und schwor daraufhin, Mönch zu werden. Im Augustiner Kloster Erfurt hungerte, wachte und fror er mehr als seine Mitbrüder, damit alles Menschliche in ihm abgetötet würde. 1510 reiste er nach Rom, glaubte dort die ständigen inneren Anfechtungen endlich überwinden zu können; war aber bald tief enttäuscht, als er die Ausschweifungen der Geistlichkeit sah. Versetzt ins Kloster Wittenberg, bewegt von Seelennöten und Glaubensfragen, promovierte er zum Doktor der Theologie und erhielt an der Universität Wittenberg eine Professur. Die ganze Bibel auswendig kennend, erkannte er: Das ewige Heil ist nicht durch gute irdische Taten zu erwerben, es ist vielmehr eine Gnade Gottes. Als die Öffentlichkeit durch Ablassprediger erregt wurde, rief er mit seinen 95 Thesen zu einem brennenden Protest auf.

Luthers Leben gerät in Gefahr

Einer der Ablasshändler war der Dominikaner Johann Tetzel. Zum Apostolischen Kommissar für das Ablasswesen ernannt, erwarb er sich mit seiner mächtigen Stimme

große Verdienste. Mit der Würde seines Amtes, auftretend, verkündete er, jeder der bereit sei, zu zahlen, erhalte einen „Versicherungsschein" für das Jenseits. Auch für Verstorbene war der Erwerb eines Ablassbriefes möglich; sie konnten dann schnurstracks vom Fegefeuer in den Himmel fahren. Das „Gute" an diesem Ablassgeld: es wanderte nicht nur in die Kassen Roms, auch Bischöfe und das bei Wahlen die Bestechungsgelder finanzierende Bankhaus der Fugger profitierten von dem Segen. Mitten in den Geldsegen schlug Luther seine Thesen an. Begünstigt durch Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks, waren sie in kurzer Zeit im deutschsprachigen Raum bekannt. Luther hatte mit einfachen Worten, so, dass es jeder verstand, einen Paradigmenwechsel herbeigeführt: aus dem bösen, strafenden, Buße verlangenden Gott wurde ein gnädiger Gott. Das Volk jubelte, aber bei der römischen Geistlichkeit löste er einen Sturm der Entrüstung aus: Luther hatte gegen das Lehramt verstoßen und – der Geldfluss versiegte. Von nun an war er ein Ketzer.

So vorverurteilt, fand sich noch niemand, der ihn nach Rom verschleppen wollte. Seine Sache wurde vielmehr als Mönchsgezänk betrachtetet. Keiner vom geistlichen Stand, auch nicht Papst Leo X. – er förderte die Wissenschaften und liebte schöne Frauen – wollte zunächst erkennen, wie ernst es Luther meinte: „Man möge das Mönchlein beruhigen, bevor ein Brand ausbreche!" Zweimal wurde er deshalb aufgefordert, seine Ansichten zu widerrufen. Zunächst nach Heidelberg bei den Augustinern, dann nach Leipzig zu dem romfanatischen Professor Eck. Doch Luther blieb standhaft. Auch hatte er zweimal Glück. Nach der Vorladung nach Heidelberg vom Papst nach Rom zitiert, weigerte sich sein Landesvater, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, ihn auszuliefern. Dann, nach dem Disput in Leipzig, starb Maximilian I. Nach langem Tauziehen bestieg der streng im römischen Glauben erzogene, 20-jährige Karl V. den Thron. Nun musste Luther bald damit rechnen, dass Rom der Geduldsfaden reißt. Schon wurde ihm prophezeit, er werde in spätestens drei Wochen brennen. Da bekam er im Februar 1520 von zwei Reichsrittern Hilfe angeboten: Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Was waren die Motive der Ritter, ihm eine Heimstätte auf der – heute im Bad Kreuznacher Stadtteil Bad Münster am St.-Ebernburg liegenden – Ebernburg anzubieten? Beide hatten sich nie mit Fragen der Religion auseinander gesetzt und ihre Wirkungsstätte lag etwa 12 Tagesritte von Wittenberg entfernt.

Die Reichsritter Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen

Ulrich von Hutten, am 21. April 1488 auf Burg Steckelberg als ältester Sohn eines Reichsritters geboren, erzogen in der katholischen Tradition seiner Vorfahren, sollte Mönch werden, riss, 17-jährig, von der Fuldaer Klosterschule aus und studierte zunächst an verschiedenen deutschen Universitäten, dann in Italien. Nach Wanderjahren in Deutschland und einer weiteren Reise nach Italien, fing er an, Kampfschriften gegen Rom (das waren für ihn alle geistlichen Glieder der römischen Kirche) zu verfassen, hatte er doch in Italien das unchristliche Leben von Kurie und Klerus kennen gelernt. Treibende Kräfte für sein Tun waren Gerechtigkeit und Freiheit für sein erniedrigtes, vom Verfall bedrohtes, deutsches Vaterland. In einer Schlacht gegen Ulrich von Württemberg lernte er Franz von Sickingen kennen. Der Kampf gegen Rom hinderte ihn nicht, eine Stellung beim mächtigen Mainzer Kardinal Albrecht anzutreten. Das Rütteln Luthers an den Grundfesten Roms deckte sich mit seinen Zielen: er wandte sich Luther zu. Schon länger kritisch beobachtet, erfuhr er, sein Drucker sei auf Verlangen Roms in Gewahrsam genommen worden und von zwei Briefen Leos X.: Sein Dienstherr sei aufgefordert, ihn nach Rom schaffen zu lassen. Nur die Flucht auf die Ebernburg Anfang September 1521 rettete ihn vor dem Scheiterhaufen.

Der Reichsritter Franz von Sickingen, am 2. März 1481 auf der Ebernburg geboren, erzogen wie Hutten, heiratete 1499 Hedwig von Flörsheim. Mit dem Tod seines Vaters 1505 erbte er ein großes Vermögen (Besitztümer zwischen Kraichgau und Nahe, darunter Silber- und Kupfergruben). Von 1508 bis 1511 war er Amtmann zu Kreuznach. Der Tod seiner Frau 1515 war ein großer Einschnitt. Von nun an entwickelte er sich zunehmend zu einem Raubritter (mehrere Fehden, ein Überfall auf Kaufleute). Im gleichen Jahr, in dem die Freundschaft mit Hutten begann, trat er in den Dienst des neuen Kaisers. 1520 lernte er in Wittenberg zusammen mit Hutten Luther kennen. Sickingen befehligte zu dieser Zeit bis zu 15 000 Mann. Vielfach wird die Parteinahme Sickingens für Luther als „politisch" motiviert angesehen. Einerseits strebte er nach „fürstenähnlichen Weihen", andererseits stellte er sich eine Säkularisierung kirchlicher Güter vor: sie hätten an seine durch die neue Kriegstechnik (Einsatz von Schusswaffen) teils verarmten, weil nicht mehr benötigten Standesgenossen übergeben werden können.

Luther, Hutten und Sickingen hatten folglich unterschiedliche Motive, aber ein gemeinsames Ziel: die Macht Roms im Reich auf das geistliche Wirken zu beschränken. Luther hatte die größere Popularität; nur ein freier Luther konnte ihnen nutzen.

Es sollte noch gut ein Jahr vergehen, bis Luthers schwerste Tage anbrachen.

Luther beruft sich auf die Worte der Bibel, der Papst verhängt den Kirchenbann

Langsam erkannte die römische Geistlichkeit, dass ihre Autorität schwand, überall zeigte sich nun starker Widerstand gegen ihre Machtposition. Das konnte sie nicht dulden: wer Christ sei, habe seinen Eigenwillen in allen Angelegenheiten des Glaubens an sie abzugeben. Aber Luther wusste um Gottes Wort; der Kampf wurde deshalb immer verbissener. Er schrieb ein Werk nach dem anderen, so „Von der Freiheit eines Christenmenschen" und lehnte alles ab, was der Kirche als „gute Werke" galt: Fastenzeiten, Wallfahrten, Marienverehrung. Von den Sakramenten ließ er nur drei – Taufe, Beichte und Abendmahl – gelten. Während Luther die Einladungen auf die Ebernburg ausschlug, kamen immer mehr Anhänger seiner Bewegung dorthin: unter anderem der ehemalige Dominikaner-Mönch Martin Bucer.

Mit der Verbrennung der Bannandrohungsbulle durch Luther begann der „Endkampf". Speerspitze des Papstes war der im November in Worms eingetroffene Nuntius

Ulrich von Hutten. Quelle: HWZB

Aleander. Die große Gefahr für Rom sehend, war er ständig bemüht, an den Kaiser und seine Räte heranzukommen. Luthers Speerspitzen waren Hutten, Sickingen und im Hintergrund wirkend sein Landesvater. Zunächst verhängte Leo Anfang Januar 1521 den Kirchenbann, Luthers Verurteilung als Ketzer. Für die Romtreuen das lang ersehnte Zeichen, ihn bei passender Gelegenheit nach Rom zu schaffen. Luther bezweifelte die Rechtmäßigkeit der Bulle. Schon im August 1520 hatte er vom Kaiser verlangt, gehört zu werden und die kirchlichen Übeltäter von einem weltlichen Gericht bestrafen zu lassen. Luther wurde daraufhin auf den Wormser Reichstag geladen. Was machte Aleander? Er mischte sich in den Vorgang ein: „Rom hat entschieden, Luther muss vor das Inquisitionsgericht!" Er drohte gar mit einem Interdikt, d. h.: Sakramente und kirchliche Begräbnisse würde es nicht mehr geben. So verunsichert, zog der Kaiser die Einladung zurück. Jetzt befürchtete ein Teil der Fürsten einen Volksaufstand.

Hutten übernimmt die geistige Führung zur Rettung Luthers

In diesen unsicheren Zeiten tauchte zum ersten Mal die Ebernburg nicht mehr nur als Herberge für Verfolgte auf. Es wurde vielmehr erkennbar, dass ein Mann die geistige Führung zur Rettung Luthers übernommen hatte: Hutten. Denn bald begannen die „langen Winterabende", in denen er Sickingen von Luthers Sache zu überzeugen versuchte. Das gelang ihm, weil Sickingen vor allem seine weltlichen Ziele im Kopf hatte. Konnte Hutten sicher sein, dass sein Freund jederzeit bereit war, loszuschlagen? Ja, aber nicht, um eine Revolution herbeizuführen! Vier Monate vor Luthers Reise nach Worms schrieb ihm Hutten: Sickingen, den die Gegner neulich fast zum Abfall gebracht hätten, habe er festgehalten! Karl V. lud wegen des Drängens der Reichsstände Luther nun erneut auf den Reichstag ein. Die Vorladung enthielt die Zusage eines – in der Literatur nur gestreift – Geleites. Eine nähere Betrachtung der Struktur des Geleites zeigt: Es hatte nur symbolischen Charakter, denn es bestand lediglich aus einem Herold (hier kaiserlicher Botschafter) und in Worms aus zwei spanischen Reitern. Der Grund: Karl fand sich nur widerwillig zu diesem Geleit bereit. In den Augen des kaiserlichen Hofes aber

Luther vor Kaiser und Reich. Bildquelle: Dr. Martin Luther der deutsche Reformator: In bildlichen Darstellungen von Gustav König. Hrsg. Julius Koestlin, Berlin Reuther und Reichhard, o. J.

genügend Respektspersonen, denen stets Ehrfurcht entgegen zu bringen war. Aleander von dem Geleit erfahrend, drohte sofort mit der Frage, ob einem verurteilten Ketzer Geleit gewährt werden dürfe.

Rom brannte jetzt die Vernichtung Luthers auf den Nägeln. Kein Wunder, die Zahl seiner Anhänger wurde immer größer. Aleander berichtete dem Papst: „Neunzehntel der Deutschen schreien Luther, ein Zehntel Tod dem Papst!" Was konnte Luther vom Kaiser erwarten? Schon im November war erkennbar geworden, der Fremdling, Herr der Niederlande und Spaniens, machte Ansprüche auf Mailand geltend. Auch brauchte er den Papst als Verbündeten gegen Frankreich. Alles Gründe, sich ihm gefällig zu zeigen.

Am 28. Januar wurde der Reichstag eröffnet. Kirchliche und weltliche Angelegenheiten standen zur Verhandlung. Für Aleander bot sich bald Gelegenheit, die Reichsversammlung durch eine flammende Anklage zur Verdammung Luthers ohne Verhör zu bewegen. Anlass für Hutten, Invektiven (Kampfschriften) zu verfassen. Die erste – voller Zorn – traf den römischen Diplomaten: „Wir" – dahinter steht der Söldnerführer Sickingen – „beobachten alle deine Schritte", um zu enden mit: „Du wirst nicht lebendig aus Deutschland kommen!" Aleander war entsetzt. Später wird er dem Kaiser schreiben, er begegne ständig Nachstellungen und fühle sich an Leib und Leben bedroht. In einer weiteren Invektive hielt Hutten den in Worms weilenden Bischöfen ihr lasterhaftes Leben vor und erschreckte sie mit seinem bekannten Satz: „Seht Ihr nicht, daß **die Luft der Freiheit weht**!" Wenn Hutten mit diesen Invektiven seinen Zielen auch nicht näher gekommen war; eines hatte er erreicht: die hohen Würdenträger waren nun völlig verunsichert.

Luther in Worms

Am 4. April reiste Luther voller Zuversicht in Begleitung dreier Freunde – des Reiches Herold ritt voraus – aus Wittenberg ab. „Denke an Hus!" ermahnten ihn noch seine verbliebenen Freunde. Damit öffnete sich der Vorhang zum entscheidenden Akt. Hauptdarsteller waren: Luther, Karl V., Aleander, Hutten und Sickingen. Für Aleander stand fest: wenn sich schon das Geleit nicht verhindern ließ, musste es – koste es was es wolle – unwirksam gemacht werden. Schon während der Reise bestand die Gefahr, Wegelagerer, denen von Mönchen das Seelenheil versprochen wurde, könnten Luther überfallen und verschleppen. Aber es geschah nichts. Vielerorts wurde Luther gar gebeten, zu predigen. Am 15. April 1521 erreichte er Oppenheim, die letzte Station vor Worms. Hier bekam er Besuch von dem bereits erwähnten Martin Bucer. Bucer – auch sonst für Dienste von und nach Worms eingesetzt – überbrachte ihm eine Einladung Sickingens. Vorausgegangen war ein Geschehnis von dem wenig bekannt ist. Soviel scheint sicher: Sickingen und Hutten wurden einige Tage vorher von des Kaisers Beichtvater, dem Mönch Glapion und dem Kämmerer Armstorff aufgesucht. Sie baten Sickingen, Luther auf seine Burg einzuladen; der Kaiser sei um die Einheit des Reiches besorgt und hielt es für besser, die Angelegenheit auf der Ebernburg zu verhandeln. Auch brachten sie Hutten ein Angebot mit: für 400 Gulden Jahresgehalt in den Dienst des Kaisers einzutreten. Doch nicht der Kaiser steckte hinter der Sache, sondern – Aleander. Ein Zeichen, Roms Nerven lagen inzwischen blank. Sickingen, das Spiel nicht durchschauend, schickte Bucer los, während Hutten schwankte: verfolgt, kränkelnd, nahezu ohne Mittel. Luther dagegen lehnte auch dieses Angebot ab, obwohl er jetzt mit dem Schlimmsten rechnen musste.

So traf er schließlich am 16. April in Worms ein, von Hofbeamten seines Landesherrn und hundert Reitern, vermutlich Sickinger, begleitet. Werden die Römlinge jetzt einen Streit anzetteln wie damals in Konstanz? Sie taten es nicht; es fehlte der Mut. Aleander schrieb entschuldigend an den Papst: „Der Ketzeroberst ist von acht Berittenen umgeben. Der Jubel des Volkes kennt keine Grenzen, ein Priester faßt dreimal an sein Gewand, als berühre er eine Reliquie!" Aber, dachte er, es wird noch Möglichkeiten geben, des Ketzers habhaft zu werden. Die Stadt war voll: Fürsten, Ritter, Landsknechte, Bischöfe, Priester, viel Volk und dunkle Gestalten. Es „geht drunter und drüber". „Selten", so der Wormser Zeitzeuge Dietrich Butzbach, „vergeht eine Nacht, in der nicht drei oder vier Menschen ermordet werden". Luther hatte ein Quartier bei den Johannitern. Bereits einen Tag nach seiner Ankunft musste er vor dem Kaiser erscheinen und bekam einen weiteren Tag zum „Nachsinnen". Was sich im einzelnen „auf der Bühne" abspielte, ist bekanntlich in einer kaum zählbaren Literatur behandelt. Daher sei nur Folgendes erwähnt: Aleander war während der Verhöre, vermutlich weil er befürchtete, es könne ihm etwas zustoßen, nicht anwesend. Stattdessen stänkerte er ständig „hinter den Kulissen": Luther sei ein „Satan", ein „Hund", ein „Ungeheuer"; er müsse endlich unschädlich gemacht werden. So ist auch die Mimik Karls V. verständlich: aus ihr glaubten Beobachter die Frage zu entnehmen, warum ist dieser Ketzer nicht längst auf den Scheiterhaufen geworfen worden? Aber alles nutzte nichts: Luther widerrief nicht. Auch weitere Versuche ihn umzustimmen, zum Beispiel durch den Erzbischof von Trier, scheiterten.

Wie stand es bei dieser angespannten Situation um die Sicherheit Luthers? Bot das Geleit wirklich Schutz? Welche Intrigen spann Aleander noch? Was damals bei Hus gelang, muss doch auch jetzt gelingen? Hatte nicht ein spanischer Söldner einen Anhänger Luthers wütend mit dem Schwert verfolgt? Wurde Luther nicht von ihnen verhöhnt? Hatten sie nicht seine Schriften verbrannt? Waren sie überhaupt Willens, Luther im „Ernstfall" zu schützen? Lassen sie sich nicht bestechen? Oder: was könnte unternommen werden, damit Karl V. so verfährt, wie einst Kaiser Sigismund? War er wirklich an dem Schutz des Oberketzers interessiert? Ja! Denn der Hof ließ verbreiten: „Die Umgebung des Kaisers hat es für angezeigt gehalten, dass man trotz der geharnischten Erklärung Karls V., die er am 19. April gegen den ketzerischen Mönch gerichtet hatte, das Geleit zu halten beabsichtige." Was war unter dieser Absicht zu verstehen? Und warteten nicht die Bischöfe darauf, dass Luther etwas Falsches sagte, um ihn doch „ausgeliefert" zu bekommen.

Ohne Zweifel hatte Luther auf dem Weg zu oder von seinen Verhören einen gewissen Schutz: Seine Anhänger – die Untaten der Spanier sehend – achteten darauf, dass auch der Herold zum Geleit gehörte. Wenn also nicht der Herold und spanische Reiter Luthers Leben sicherten, wer war es dann? Es waren Sickingens Söldner! Ihre Führer waren auf der Ebernburg für diesen „Ernstfall" verpflichtet worden. Gibt es hierfür Belege? Keine unmittelbaren; welcher Schreibkundige wusste schon um die Einzelheiten? Aber es gibt Hinweise. So ein An-

schlag am Wormser Rathaus: danach hatten sich 400 Ritter gegen Luthers Feinde verschworen. Oder die erwähnte, schwammige Erklärung aus der Umgebung des Kaisers: Sie musste Sickingen und Hutten schnellstmöglich zur Kenntnis gebracht werden. Denn beide Ritter – das war dem kaiserlichen Hof inzwischen bekannt – warteten nur darauf, im Notfall sofort einschreiten zu können. Diese Absicht hatte Hutten schon in einem Brief vom 17. April an Luther angedeutet: „Ich werde Dir bis zum letzten Atemzug anhangen!" Oder am 20. April: Luther soll seinen Gegnern Trotz und Verachtung entgegensetzen und sich auf seine Beschützer verlassen. Deutlicher ging es nicht; wusste er doch, Luther lehnte jede kriegerische Maßnahme ab. So war die Lage inzwischen so brenzlig, dass der Kaiser handeln musste: Er ließ Luther entnervt, weil immer zwischen Rom und den Ständen hin und her schwankend, mitteilen, er befehle, dass er abreise und binnen 21 Tagen wieder in Wittenberg einzutreffen habe, so lange gelte das Geleit.

Luther verließ Worms am 26. April. Aleander tobte und musste dem Papst gestehen: „So ist denn der Schurke gestern abgereist!" Auch die anderen Romtreuen waren entsetzt. Ab Oppenheim übernahm der Herold wieder das Geleit. Über Frankfurt ging es nach Friedberg. In Eisenach predigte er, obwohl vom Kaiser verboten, reiste über Schloss Altenstein und kommt in den Thüringer Wald. Dort passiert es: Luthers Wagen wird von fünf Reitern zum Stehen gebracht, er selbst aus dem Wagen gezerrt, ins Unterholz verschleppt und – auf die Wartburg in ritterliche Haft gebracht. Drei Gerüchte waren bald im Umlauf: Sickinger haben ihn an einen sicheren Ort entführt, Luther ist tot und schließlich: Luther sei nach Rom verschleppt. So fehlte nicht viel, und Luthers Anhänger wären gegen die Römlinge tätlich geworden; keiner von ihnen fühlte sich mehr sicher. In Wirklichkeit war der Überfall ein „abgekartetes", von seinem Landesfürsten veranlasstes Spiel. Es zeigt, Friedrich der Weise traute weder dem Kaiser noch den Römern. Und es zeigt, wie leicht Luther zu entführen gewesen wäre. Auf der Wartburg war er endlich in Sicherheit.

Karl V. verhängt die Reichsacht

Anfang Mai hebt sich auf der Reichstagsbühne der Vorhang zum letzten Akt. Hauptdarsteller: Karl V. und – Aleander. Endlich bekommt der Kirchenmann Genugtuung: Von der weltlichen Macht beauftragt, fasst er ein Strafedikt gegen Luther ab. Mit Feuereifer macht sich Aleander, glaubend, er könne noch der Reformbewegung den Todesstoß versetzen, darüber und schreibt unter anderem: „Der Kaiser habe darüber zu wachen, dass im Heiligen Römischen Reich der heilige Glaube nicht durch Ketzer befleckt werde. Des Weiteren werde über Luther die Acht verhängt und angeordnet, Luther solle gefangen genommen und wohl bewahrt Rom zugesandt werden. Ebenso werden seine Verwandten, Anhänger und Gönner in Acht geworfen". Der Kaiser vollzieht das Edikt am 26. Mai. Einige Fürsten hatten Worms bereits verlassen. Es hätte jedoch nur rechtskräftig werden können zu einem Zeitpunkt, an dem alle Stände anwesend waren. Was macht Aleander? Er setzt den 8. Mai unter das Edikt, ein Tag, an dem die Stände noch

Luthers Empfang in Worms. Bildquellle: Dr. Martin Luther der deutsche Reformator: In bildlichen Darstellungen von Gustav König. Hrsg. Julius Koestlin, Berlin Reuther und Reichhard, o. J.

vollzählig anwesend waren. Die Sache fliegt auf; Teile der Stände erkennen das Edikt nicht an.

Epilog

Mit Luthers Aufenthalt auf der Wartburg änderte sich die Bedeutung der Ebernburg: Aus dem Militärzentrum wurde bald ein Zentrum der Reformationsbewegung im oberen Rheintal. Zuvor erhielt Sickingen im Juni 1521 einen Brief Luthers mit einer „Widmungsrede". Der Text zeigt, Sickingen wusste von dem „Überfall". Ein Indiz dafür, einige seiner Reiter könnten daran beteiligt gewesen sein. Auch bekannte sich Sickingen bald öffentlich zur Sache Luthers: Der Burgkaplan Johannes Oecolampad feierte am 25. Mai 1522 den ersten evangelischen Gottesdienst auf der Ebernburg. Sickingen starb, schwer verletzt, am 7. Mai 1523 auf seiner Burg Nanstein bei Landstuhl; mit seinem Feldzug gegen das Erzstift Trier hatte er sich übernommen. Die Ebernburg wurde am 6. Juni 1523 zerstört.

Hutten hatte schon in der zweiten Maihälfte 1521 – enttäuscht von der romfreundlichen Haltung des Kaisers, aber zufrieden, zu der sicheren „Rückkehr" Luthers beigetragen zu haben, – die Ebernburg verlassen. Doch sollte er nirgends mehr eine dauerhafte Bleibe finden. Sich gegenüber seinen Freunden verteidigen zu müssen, weil die kirchlichen Würdenträger Worms unversehrt verlassen konnten und in kleinere Fehden verstrickt, um eine Verbindung zwischen der Ritterschaft und den freien Städten zu erreichen, verschlimmerte sich schließlich sein Leiden. Aufgenommen von dem Zürcher Reformator Zwingli, starb er am 29. August 1523 auf der Insel Ufenau im Zürichsee.

Luther, nach einem Jahr wieder in Wittenberg, hielt weiter unnachgiebig an den Bibelworten fest. Als sich zum Beispiel Hans Kohlhase, von seinem örtlichen Machthaber finanziell geschädigt und auf dem Rechtswege gescheitert, wegen der Frage der Rache an ihn wandte, wies er ihn auf das Bibelwort hin: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr" (Röm. 12,19) und fügte hinzu: „Setzt Euch zufrieden, und lasset Euch den Schaden von Gott zugefügt sein!" Wer nun glaubt, Luther erinnere sich in späteren Jahren an die Ebernburg, sieht sich getäuscht. Zweimal hatte er sich zu seiner Reise nach Worms geäußert: während einer Tischrede 1533 und einer weiteren 1540. Beide Male erwähnten die Schreiber dieser Reden nichts von dem Schutz, der Luther von der Ebernburg aus gewährt wurde. Luther starb am 18. Februar 1546.

Auch Rom blieb bei seinem Lehramt und missbrauchte weiterhin seine Macht: 1523 wurden die ersten beiden Märtyrer des neuen Glaubens in Brüssel verbrannt. Trotz solcher Gefahren wandten sich immer mehr Menschen vom alten Glauben ab.

Ausgelöst durch die Ausuferung des Ablasshandels, hatte der Mönch Martin Luther am 31. Oktober 1517 mit dem Anschlag von 95 Thesen zentrale Aussagen der katholischen Theologie verworfen und an ihre Stelle seine Erkenntnisse gesetzt: einzig die Gnade Gottes sichert das Heil der Seele und nur in der Schrift ist die Wahrheit zu finden. Der daraufhin mit der römischen Amtskirche entstandene Konflikt dauerte dreieinhalb Jahre. Beenden sollte diesen Konflikt der Anfang Januar 1521 über Luther verhängte Kirchenbann. Um rechtskräftig zu werden, musste auch die Reichsacht verkündet werden. Dies sollte mit Hilfe der Kurie auf dem Wormser Reichstag erfolgen. Aber das Spiel der Kurie wurde ihr kräftig verdorben: durch Kampfschriften Ulrich von Huttens und die Entsendung von Söldnern Franz von Sickingens zum Schutze Luthers. Dadurch entstand eine derart explosive Lage, dass der Kaiser die Acht erst verkündete, als Luther bereits in Sicherheit war. Die Reformation begann. Sie reichte weiter, als Luther gedacht hatte.

Quellen:

- D. Martin Luthers Werke, Briefwechsel Bd. II 1520–1522, Weimar 1931
- Hagedorn, Günter: Erläuterungen und Dokumente – Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas, Stuttgart 1970
- Kalkoff, Paul: Ulrich von Hutten und die Reformation, Leipzig 1920
- Mc Grath, Alister: Der Weg der christlichen Theologie, Gießen 2013
- Meisner, Michael: Martin Luther, Lübeck 1981
- Röhr, Helmut: Ulrich von Hutten, Dissertation Heidelberg, Hamburg 1936
- Schauder, Karlheinz: Womit ich Euch Gefallen kann erzeigen, Heimatjahrbuch des Landkreises Kaiserslautern 2016, S. 139–143
- Soldau, Friedrich: Der Reichstag zu Worms 1521, Worms 1883
- Türcke, Christoph: Jesu Traum, Springe 2010
- Ulbricht, Friedrich: Was verbindet die Ebernburg mit der Stanford University? Bad Kreuznacher Heimatblätter 5/2015
- Wulfert, Heiko: Die Kritik an Papsttum und Kurie bei Ulrich von Hutten, Berlin 2009

Der Verfasser dankt Dr. Horst Silbermann für die Durchsicht des Manuskripts und wertvolle Verbesserungsvorschläge. Dank ferner Jörg Julius Reisek für nützliche Literaturhinweise.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 3/2017

Beilage Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

200 Jahre Kur in Bad Kreuznach

1817 – Schicksalsjahr für einen jungen Arzt und Wendepunkt der Stadtgeschichte

VON DR. MICHAEL VESPER, BAD KREUZNACH

Im März 1817 lässt sich der junge Arzt Dr. Johann Erhard Prieger in Kreuznach nieder und nutzt noch im selben Jahr erstmals die Quellen des Salinentals für medizinische Zwecke. Er heiratet eine Bürgerstochter, gründet eine große Familie, widmet sich 45 Jahre lang einer umfassenden ärztlichen Tätigkeit – und wird zum Erfinder, Propagandisten und Organisator des Heilbades Kreuznach.

Johann Prieger: Schlossparkmuseum Bad Kreuznach . Foto: Matthias Luhn

Der Mann auf dem Sockel

Stadtbildprägend ist er bis heute. Denn 1867 hat ihn die dankbare Bürgerschaft mit dem ersten öffentlichen Denkmal der Stadt überhaupt auf einen Sockel gestellt, von dem er bis heute den Blick ins Weite richtet. Der so Geehrte war am 1. Juni 1863 im 71. Lebensjahr an einer Lungenentzündung verstorben. Das von Carl Cauer geschaffene Denkmal zeigt ihn als Gelehrten mit Schriftrolle „mit knielangem, einreihigem und pelzbesetztem Mantel" bekleidet, dessen – so Andrea Fink weiter –„einen gewissen Wohlstand symbolisierten Leibesumfang" durch das Zurückschlagen des Mantels betont wird. Der Standort des Denkmals ist bis heute unverändert. Es steht aufgrund eines Vertrages zwischen der Kirchengemeinde und der Stadt auf dem ehemaligen Friedhof (Kirchhof) an der Pauluskirche. Aus überwiegendem Brach- und Weideland, das sich von der Pauluskirche an Richtung Süden erstreckte, entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten das „Badewörth" – die Kurinsel. Prieger selbst war es, der hier eines der ersten Häuser baute und sein Domizil in der heutigen Badeallee 14 (damals Elisabeth-Straße) bezog. Es wurde zu einem der gesellschaftlichen Mittelpunkte der Stadt. Vom Friedhof zum Kurgebiet: diesen Wandlungsprozess, der bis heute seine Wirkung entfaltet, hat Prieger selbst angestoßen und mitgestaltet. Er hat ein neues Kapitel der Stadtgeschichte nicht nur aufgeschlagen, sondern selbst geschrieben.

Der junge Arzt – der Weg nach Kreuznach

50 Jahre vor der Einweihung des Denkmals nimmt diese Geschichte ihren Anfang: Das Jahr 1817 kann als das „Schicksalsjahr" des jungen Arztes Dr. Johann Erhard Peter Prieger angesehen werden. Es war das Jahr, in dem er seinem Berufs- und Lebensweg die entscheidende Richtung gab, als er sich im März als Arzt in Kreuznach niederließ. Zugleich wurde das Jahr 1817 zu einem Wendepunkt in der Geschichte der kleinen pfälzischen Ackerbauernstadt, die gerade erst im Jahr zuvor erneut die Herrschaft gewechselt hatte. Die Preußen waren als Stadtherren den Franzosen gefolgt, die wiederum mit ihrem 14-jährigen Regiment der 360 Jahre währenden überwiegend wittelsbachischen Ära ein Ende bereitet hatten.

Ein Zufall führte Prieger aus seiner Geburtsstadt Wiesbaden nach Kreuznach. Der Kreuznacher Zuckerfabrikant Jakob Friedrich Karcher wollte von einem etablierten Wiesbadener Arzt behandelt werden. Der schickte vertretungsweise den jungen Kol-

legen Prieger zu seinem Patienten. Der 25-jährige Doktor der Medizin machte seine Sache gut. Man bat ihn, sich in Kreuznach niederzulassen, weil hier gerade einmal zwei betagte Ärzte praktizierten und Nachwuchs nötig war. Prieger ließ sich nicht lange bitten und nutzte die Chance.

Gerade ein halbes Jahr zuvor hatte er am 2. August im Großherzogtum Nassau die Genehmigung erhalten, als Arzt zu praktizieren. Seine medizinischen Studien hatte er mit seiner Promotion über das „Hypopium" (Eiterbildung in den Augenkammern) im März 1816 in Würzburg abgeschlossen. Es war die letzte Station einer umfassenden medizinischen Ausbildung, die Prieger immer auf der Suche nach guten Lehrern von Frankfurt, über Landshut, München, Erlangen und Bamberg nach Würzburg geführt hatte. Gerade die Augenheilkunde fand sein besonderes Interesse. Mit einem gewissen Bedauern beendete er die Studien aus Geldmangel und ging zurück nach Wiesbaden.

Seit 1811 studierte Prieger in Frankfurt am Main Medizin. Im Krieg hatte er 1813/1814 in Frankfurt als Lazarettgehilfe bei vielen Operationen attestiert, bis er selbst an Typhus erkrankte. Seine Mutter kam dem Erkrankten aus Wiesbaden zu Hilfe und pflegte ihren einzigen Sohn. Die Chirurgie galt damals eher als Handwerk, denn als vollwertige ärztliche Tätigkeit. Das hat sich aber noch zu Lebzeiten Priegers grundlegend geändert.

Der berufliche Erfolg wurde Prieger nicht gerade in die Wiege gelegt. Im Gegenteil:

Die Kirchenbücher in Wiesbaden berichten:

Taufen 1792

„Cornelia Catharina PAULI'in dahier liess den 19. September 1792 ein uneheliches Söhngen taufen, so den 17. (siebzehn) September 1792 (siebzehnhundertzweiundneunzig) geboren worden. Zum Vater wurde ein Perückenmacher-Geselle, Benjamin Gottlieb BRÜGER, aus dem Magdeburgischen, angegeben. Das Kind wurde genannt: Johann Ehrhart Peter. Der Taufzeuge war des Kindes Großvater, Johann Ehrhart Peter PAULI, Bürger und Perückenmacher dahier."

Prieger war also ein uneheliches Kind und wurde nach dem Großvater mütterlicherseits benannt. Cornelia Catharina Pauli war verwitwet, als sie ihrem Sohn das Leben schenkte. Es gab außerdem noch zwei Schwestern, eine aus der ersten Ehe, die andere – Anna – wurde nach Prieger geboren, bevor auch deren Vater verstarb. Die Mutter lebte mit ihren Kindern und ihrer gleichfalls verwitweten Schwester mit deren Kind im Elternhaus in bescheidenen Verhältnissen. Sie war sicher nicht in der Lage, aus eigenen Mitteln eine Ausbildung des Sohnes zu finanzieren, die über ein Handwerk hinausging. Prieger fand aber früh Förderer. Die Hintergründe hierfür sind nicht ganz klar. Der ganze Lebensweg Priegers ist von einer gewissen Nähe zu höfischen Kreisen beziehungsweise deren bürgerlichem Umfeld gekennzeichnet, zu denen er immer wieder Zugang fand. Er besuchte eine Lateinschule, die auch ein Studium ermöglichte. Der kleine Johann bewegte sich viel in der Natur, lernte auch schon früh unter Anleitung eines Försters, der sich des Jungen annahm, den Umgang mit der Jagdwaffe. Aber auch für die musische Bildung war gesorgt. Er spielte Geige, sang und gab sogar Konzerte. Sein Studium wurde durch ein Stipendium des Großherzogtums Nassau finanziert, wenn auch auf bescheidenem Niveau.

Maria Philippine Prieger: Schlossparkmuseum Bad Kreuznach . Foto: Matthias Luhn

In Kreuznach konnte er nun eine eigene Existenz aufbauen. Im November 1817 heiratete er Maria Philippine Acva, die Tochter des Mehlhändlers Johann Acva und der Margaretha Schneegans. Beide Schwiegereltern gehörten hugenottischen Familien an, die sich in Kreuznach niedergelassen hatten. Dem Paar sollten zwischen 1818 und 1834 elf Kinder geboren werden, sieben Jungen und vier Mädchen, von denen acht das Erwachsenenalter erreichen sollten. Maria Philippine starb 1850 nach 54 Lebensjahren. Zwei seiner Söhne, Oskar und Heinrich, sollten als Ärzte der beruflichen Laufbahn des Vaters folgen.

Prieger im Mittelpunkt des städtischen Gesundheitswesens

Priegers Etablierung als Arzt folgte eine 45-jährige Karriere, in deren Verlauf Prieger zu einer prägenden Persönlichkeit im „Medicinal-Wesen" des neuen Landkreises wurde. Bereits 1820 wurde er zum Kreis-Physicus ernannt. Ihm kamen damit insbesondere auch wichtige Aufgaben des sich im Aufbau befindlichen öffentlichen Gesundheitswesens zu: Armenfürsorge, Krankenanstalten und Impfungen. Diese Aufgaben obliegen heute der Leitung des Kreisgesundheitsamtes.

Landrat Ludwig Philipp Hout (1818–1846) war lange Jahre Weggefährte Priegers. Am 16. August 1832 schrieb er in einem Empfehlungsschreiben an die preußische Regierung, das das Tätigkeitsspektrum Priegers umriss:

„Der Königliche Kreisphysikus Herr Dr. Prieger hier hat seit dem Jahre 1817 als Districts=Arzt der Kantone Sobernheim und Stromberg und seit 1820 als Physikus des Kreises Kreuznach als Arzt, Operateur und Geburtshelfer nach der öffentlichen Stimme sich unverkennbare Verdienste um das öffentliche Wohl erworben und den Pflichten seines Amtes mit Einsicht und Eifer unterzogen. Es war derselben in den betreffenden Fällen bedenklicher allgemeiner Krankheitszufälle (Epidemien, M.V.), unter Menschen und Vieh, stets zur schleunigen Hülfe bereit und hat durch eifrige Beförderung der Kuhpockenimpfung den Erfolg dieser wichtigen Maßregel dem hiesigen Kreise gesichert. Bei der Reorganisation des hiesigen Hospitales hat er die wesentlichsten Dienste geleistet, und besorgt mit großem Erfolge u[nd] Liebe die dort aus dem Kreise aufgenommenen Kranken, sowie die chirurgische Hülfe benöthigten Leidenden, so daß nicht allein dieselben jetzt gerne die Aufnahme nachsuchen, sondern daß auch schon Ausländer Aufnahme und chirurgische Hülfe auf ihre Kosten erbaten und sie erhalten haben." (Oskar Prieger: Vorläufige Beiträge zur Geschichte der Gründung des Bades Kreuznach. Kreuznach 1868, S.5f.)

Der breiten Würdigung der Tätigkeit

Priegers im öffentlichen Gesundheitswesen schließt der Landrat den Zusatz an:

„Die Benutzung der hiesigen Soolquellen zum Trinken und Baden hat er neu begründet und die Gegend und viele Leidende verdanken ihm jetzt die Anerkennung dieses neuen in so vielen Fällen höchst wirksamen Heilmittels".

Dieser Aspekt seiner Tätigkeit ist es, der ihm unmittelbar wohl am meisten am Herzen lag und mit dem sich sein Nachruhm verbindet.

Prieger – der Gründer des Heilbades, im Rahmen der Medizingeschichte seiner Zeit

Denn schon im Jahr seiner Ankunft erprobte er die medizinische Wirkung der Solequellen. Wie kam er darauf? Natürlich kannte er die „kalten Quellen" von Wiesbaden. Wichtiger dürfte aber die durch Hufeland angestoßene „Heilbäder-Bewegung" dieser Jahre gewesen sein.

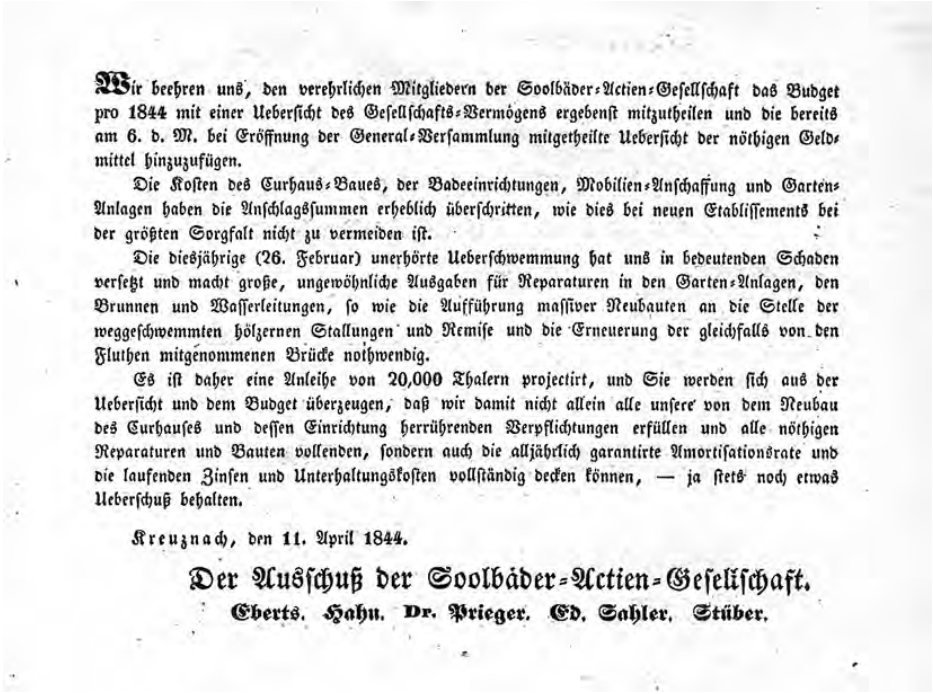
Der berühmte Arzt Christian Wilhelm Hufeland hatte im Jahr 1815 seine „Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands" erscheinen lassen. Das Buch erlebte verschiedene Neuauflagen und entfaltete eine große Wirkung. Es pries den Nutzen der medizinischen Bäder bei der Behandlung der unterschiedlichsten Krankheiten: Unter anderem bei Rheuma und Drüsengeschwülsten (Skrofeln). Hufeland war seit den 90er-Jahren des 18. Jahrhunderts einer der Meinungsführer im ärztlichen Bereich. Er vertraute auf die „Lebenskräfte", die es zu stärken gelte und vertrat einen ganzheitlichen auf Naturmedizin gegründeten Ansatz, der vor allem die Fähigkeit der Psyche und des Organismus, selbst mit Krankheiten fertig zu werden, stärken wollte. Berühmt ist ein Motto: „Vorbeugen ist besser als Heilen".

Hufeland und andere knüpften an die seit dem 18. Jahrhundert erfolgreiche Mode der Seebäder an, die sich in England verbreiteten und um 1800 auch Neugründungen von Seebädern an der Küste in Deutschland brachte. Die Betonung der Bedeutung der binnenländischen Salzquellen als Ersatz für die Seeluft brachte den alten und vielen neuen Bädern die Möglichkeit, in diesen „Gesundheitsmarkt" einzusteigen. Die Popularisierung dieser Ideen durch verschiedene Ärzte hatte zur Folge, dass sich viele Orte überhaupt erst der Möglichkeit besannen, längst bekannte Quellen auch für medizinische Zwecke zu nutzen. Zur Generation der altbewährten Kurorte (Bad Pyrmont, Wiesbaden, Schlangenbad, Bad Ems usw.) kam daher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine regelrechte Gründungswelle neuer Heilbäder hinzu, dazu gehörten auch Kreuznach und etwas später Bad Münster am Stein. Oft waren es Orte, die zuvor die Quellen ausschließlich zur Salzerzeugung genutzt hatten. Die Kur konnte neue Ertragsquellen für die häufig nicht mehr wirtschaftlichen Salinen erschließen.

Auch Priegers ärztliches Verständnis folgte dem von Hufeland aufgezeigten Weg. Er war viele Jahre Mitglied der Hufeland-Gesellschaft (Medizinisch-chirurgische Gesellschaft in Berlin). Sein Sohn Oskar schreibt ihm das Credo zu:

„Ich mag nicht in die Klasse sentimentaler Ärzte gehören, welche stets die leidende Menschheit im Munde führen und ihre Kranken mit Fluthen von Arzneien überschwemmen, auch nicht zu jenen die da glauben der Doctorhut habe ihnen das Recht gegeben nach Gefallen mit ihren Kranken zu experimentiren, aber gerne zähle ich zu denjenigen, die sich als Diener der Natur betrachten, ihren Fingerzeigen lauschen und wo es nöthig ist sie unterstützen."

Auf einer seiner Reisen nach Berlin hat Prieger den betagten Hufeland übrigens persönlich kennen gelernt und über seine Entdeckungen in Kreuznach unterrichten können. In den Jahren 1836–1839 erschien in Hufelands Journals der practischen Heilkunde eine Artikelserie zu den Kreuznacher Heilquellen von Prieger.



Wir beehren uns, den verehrlichen Mitgliedern der Soolbäder-Actien-Gesellschaft das Budget pro 1844 mit einer Uebersicht des Gesellschafts-Vermögens ergebenst mitzutheilen und die bereits am 6. d. M. bei Eröffnung der General-Versammlung mitgetheilte Uebersicht der nöthigen Geldmittel hinzuzufügen.

Die Kosten des Curhaus-Baues, der Badeeinrichtungen, Mobilien-Anschaffung und Garten-Anlagen haben die Anschlagssummen erheblich überschritten, wie dies bei neuen Etablissements bei der größten Sorgfalt nicht zu vermeiden ist.

Die diesjährige (26. Februar) unerhörte Ueberschwemmung hat uns in bedeutenden Schaden versetzt und macht große, ungewöhnliche Ausgaben für Reparaturen in den Garten-Anlagen, den Brunnen und Wasserleitungen, so wie die Aufführung massiver Neubauten an die Stelle der weggeschwemmten hölzernen Stallungen und Remise und die Erneuerung der gleichfalls von den Fluthen mitgenommenen Brücke nothwendig.

Es ist daher eine Anleihe von 20,000 Thalern projectirt, und Sie werden sich aus der Uebersicht und dem Budget überzeugen, daß wir damit nicht allein alle unsere von dem Neubau des Curhauses und dessen Einrichtung herrührenden Verpflichtungen erfüllen und alle nöthigen Reparaturen und Bauten vollenden, sondern auch die alljährlich garantirte Amortisationsrate und die laufenden Zinsen und Unterhaltungskosten vollständig decken können, — ja stets noch etwas Ueberschuß behalten.

Kreuznach, den 11. April 1844.

Der Ausschuß der Soolbäder-Actien-Gesellschaft.

Eberts. Hahn. Dr. Prieger. Ed. Sahler. Stüber.

Auszug aus dem Geschäftsbericht der „Soolbäder-Actiengesellschaft". Foto: Stadtarchiv Bad Kreuznach

Innenansicht der Elisabethenquelle.
Kreisbildarchiv, Foto: Nelli Schmitthals

Der Blick auf die Salinen, der Geruch des Salzes im Salinental und die Erkundung der dortigen Quellen dürfte für Prieger solch ein „Fingerzeig der Natur" gewesen sein. Er ließ 1817 an Augenentzündungen und Drüsengeschwülsten leidende Kinder in der Sole baden – mit Erfolg, wie er wiederholt schrieb. Genutzt wurden das Wasser der Saline Karlshalle und große Badezuber. In den folgenden Jahren verabreichte Prieger die Bäder der Kreuznacher Bevölkerung. 1821 kamen dann erstmals auswärtige Gäste und 1827 zählte man 100 Kurpatienten. In seinem Todesjahr waren es 6600 Gäste, denen weit über 20 000 Bäder verabreicht wurden.

Bezüglich der Indikationen hat Prieger wie viele andere Kurorte die Bäder im Grunde sehr universell eingesetzt. Auffällig ist aber eine Indikation, die er besonders in den Vordergrund stellt: die „Scrophel- und Tuberkelkrankheit". Diese Bildung von Wucherungen an Schleimhäuten, Knochen, Haut, Atemwegen oder inneren Organen war für Prieger nicht nur eine (erblich bedingte) Kinderkrankheit, sondern eine durch falsche Lebensweise verursachte Störung des „Lymph- und Drüsensystems" und des Säftehaushaltes, die nach damals verbreiteter Lehre als Krankheitsursache galt. Dieser sehr weit gefasste Begriff machte ihn für sehr unterschiedliche Symptome anwendbar. Den „Skrofeln" ist daher das umfassendste Kapitel seines Buches gewidmet. Auch hier folgte er einer entsprechenden Anregung Hufelands in einer Schrift aus dem Jahr 1795.

Mit der „Skrophulose" griff Prieger eine Indikation auf, die bereits 100 Jahre zuvor bei der Entwicklung der Seebäder in England im Mittelpunkt stand:

„Die ‚Skrophulose', eine im 18. und 19. Jhd. häufig gestellte Diagnose, wurde von manchen Ärzten als eigenständige Krankheit, von anderen als Erscheinungsform der Tuberkulose angesehen. Nach Niemeier trat sie vorwiegend im Kindesalter auf und zeichnete sich durch atrophische Entzündungsprozesse an Knochen, Gelenken, Augen und Ohren, Hautexantheme und vor al-

Werbeschrift Dr. Priegers für die Kreuznacher Heilquellen von 1837. Quelle: HWZB

lem langwierige Lymphknotenabszesse, besonders im Bereich des Halses, aus. Als skrophulöse Kachexie wurde die allgemeine Schwäche und geringe Widerstandsfähigkeit bezeichnet. Ihre ‚torpide' Form war erkennbar an einer Vergrößerung des Kopfes und der Oberlippe, aufgetriebenem Bauch und Drüsenschwellungen am Hals. Als ‚erethische' Form standen Blässe, geringes Körpergewicht und Muskelschwäche im Vordergrund. Die Krankheit trat oft in Waisenhäusern, Armen- und Arbeitshäusern und bei Fabrikarbeitern auf."

Über diesen sozialen Zusammenhang geht aber Prieger bei seinen praktischen Beispielen der erfolgreichen Anwendung der Solebäder weit hinaus.

Dr. Hans Jöckel hat versucht, diese Anschauungen und Erfahrungsberichte aus heutiger Sicht medizinisch einzuordnen und meint die Behandlungserfolge dürften „in erster Linie darauf zurückzuführen sein, dass durch die Bäderbehandlung im Verein mit einer Regelung der Ernährung und der Lebensgewohnheiten über eine hierdurch bewirkte Besserung des Allgemeinzustands die Krankheitssymptomatik günstig beeinflusst wurde. Die von Prieger beschriebenen Heilungen in hoffnungslosen Fällen, die an Wunderheilungen erinnern, sind als – auch heute immer einmal wieder beobachtete – Spontanheilungen schwerer Erkrankungen anzusehen oder fallen sicherlich zu einem nicht geringen Teil in den hysterischen Formenkreis der Psychopathologie." (Bad Kreuznacher Heimatblätter, 10/1987, S.2).

Brom und Jod – als Wirkstoffe der Sole

Außer der Darstellung der Therapie, ihrer Anwendung und ihrer Erfolge bemühte Prieger sich, die Besonderheit des Kreuznacher Heilmittels chemisch zu begründen.

„In besonderer Weise dazu angetan waren im 19. Jahrhundert neuentdeckte chemische Elemente, denen noch der Nimbus des Geheimnisvollen anhaftete und mit deren Vorkommen in den Heilquellen die behaupteten therapeutischen Wirkungen erklärbar schienen." (Drosse, S.113)

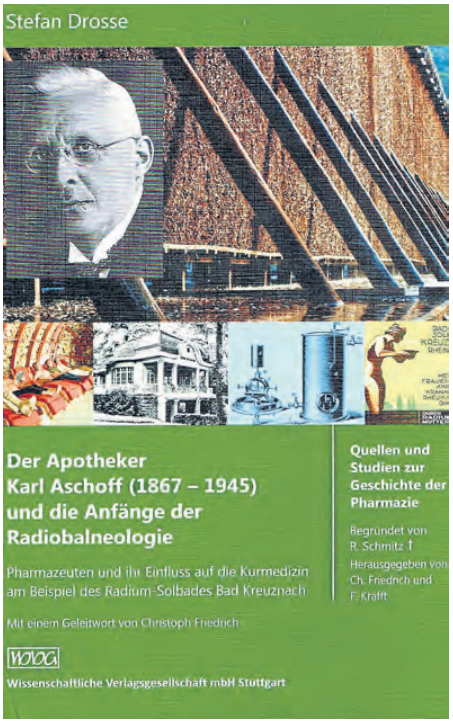
Dazu stellte er vor allem auf die auch von Justus von Liebig in der Kreuznacher soleanalytisch nachgewiesenen Inhaltselemente Jod und Brom ab. Allerdings erkannte Liebig damals noch nicht, dass er mit Brom ein neues Element analysiert hatte. Er hielt es für eine Jod-Verbindung. Das Spurenelement Jod hatte Bernard Courtois im Jahr 1811 zufällig bei der Verarbeitung von Seetang entdeckt. Die medizinische Bedeutung wurde in den darauf folgenden Jahrzehnten immer weiter erforscht. Gerade in der Jod-Mangel-Region Deutschland, in dem der Stoff im Erdreich und somit auch in Nahrungsmitteln kaum vorkommt, ist der Nachweis von Jod in Quellwasser von Bedeutung.

Ab 1820 trat dann das Jod seinen Siegeszug um die Welt an, weil der französische Arzt Jean Lugol ein jodhaltiges Mittel gegen Lungenkrankheiten entwickelt hatte. Eng mit der Geschichte des Jods war auch die Entdeckung des Brom verknüpft. Justus von Liebig hatte bei der Analyse von Sole 1824 eine bräunliche Substanz entdeckt, die er zunächst wegen ihres stechenden Geruches für eine Verbindung von Jod und Chlor hielt. Er hatte nicht erkannt, dass er ein neues Element – Brom – analysiert hatte. 1826 wies dann der französische Chemiker Antoine Jérôme Balard das neue Element nach – wiederum aus Seetang.

Erst in den 30er-Jahren wurde dann aber der Bromgehalt der Kreuznacher Quellen analytisch nachgewiesen und von Prieger offensiv thematisiert. Dabei stützte er sich im guten Glauben auf eine fehlerhafte Analyse, der Würzburger Chemiker Georg Wilhelm Osann, die einen konkurrenzlos hohen Bromgehalt behauptete, was Prieger in seiner Werbung gerne aufgriff.

Mit dem Bezug auf diese neu entdeckten Elemente und deren (wenn auch zum Teil fehlerhaften) Nachweis in der Kreuznacher Sole befand sich Prieger somit auf der Höhe seiner Zeit. Sein besonderes Augenmerk galt dabei der Mutterlauge – den Siederückständen der Salzproduktion (nach dreimaligem Sieden), in denen natürlich die verbleibenden Spurenelemente besonders hoch konzentriert enthalten waren. Die Kreuznacher Mutterlauge machte Prieger zu einem Markenzeichen – sie wurde bis 2012 angewandt.

Fortsetzung folgt



Neues Grundlagenwerk zur Geschichte der Kurmedizin in Bad Kreuznach

So wie Prieger nach der Entdeckung von Jod und Brom auf aktuelle naturwissenschaftliche Erkenntnisse reagiert hatte, nutzte Aschoff eine neu aufgetauchte Naturkraft: die Radioaktivität. Aber das ist ein neues Kapitel der Geschichte des Heilbades.

Dieses neue Kapitel hat nun der Kreuznacher Apotheker Stefan Drosse in seiner Dissertation „Der Apotheker Karl Aschoff (1867–1945) umfassend wissenschaftlich aufgearbeitet. Er hat am Institut für Pharmaziegeschichte in Marburg eine Dissertation des Apothekers, seiner Forschungen und Verdienste vorgelegt, die in diesem Jahr auch im Druck erschienen ist. Drosse hat die Arbeit Aschoffs in den großen Zusammenhang der Entwicklung der Bäderkunde seit der Antike im Allgemeinen und des Heilbades Kreuznach im Besonderen gestellt. Wir erfahren daher vor allem aus pharmaziegeschichtlicher Sicht, auf welcher wissenschaftlichen Grundlage sich die Entstehung und Entwicklung der Kurmedizin im Heilbad vollzog, und was Kreuznach von den vielen anderen Heilbädern unterschied. Die gut lesbare wissenschaftliche Studie sei jedem, der sich für die Geschichte des Heilbades interessiert, zur Lektüre empfohlen, zumal es keine andere Studie gibt, die so umfassend und tiefschürfend Quellen und Informationen auch zur Frühzeit der Kur zusammengetragen hätte.

Der Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach, das Schloßparkmuseum und die Gesundheit und Tourismus für Bad Kreuznach GmbH veranstalten eine Vortragsreihe, die am Samstag, 25.3., 14.30 Uhr im Haus des Gastes bei der Frühjahrstagung beginnt und bei der Stefan Drosse die Ergebnisse seiner Studie in einzelnen Abschnitten vorstellt. Den Anfang macht ein Überblick über 200 Jahre Geschichte des Heilbades.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 4/2017

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

200 Jahre Kur in Bad Kreuznach

1817 – Schicksalsjahr für einen jungen Arzt und Wendepunkt der Stadtgeschichte

VON DR. MICHAEL VESPER, BAD KREUZNACH

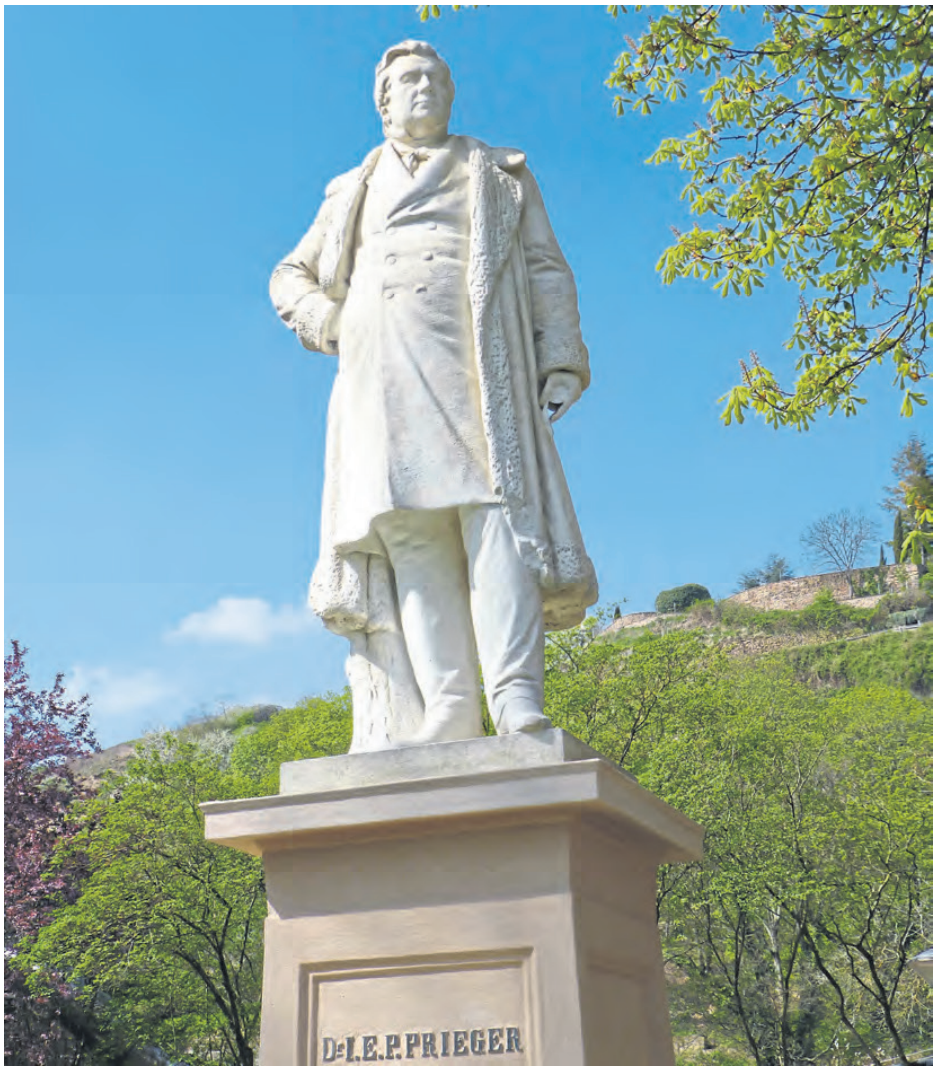
Prieger – Propagandist und Organisator

(Fortsetzung vom 17. März) Um seine Vision zu verwirklichen, Kreuznach zu einem viel besuchten Heilbad zu machen, musste Prieger auf zwei Feldern erfolgreich sein. Er musste seine Therapie medizinisch begründen und er musste den Badebetrieb auch auf in größerem Umfang funktionsfähige Grundlagen stellen. Davon konnte anfangs bei der Durchführung der Bäder auf den Salinen selbst nicht die Rede sein.

Als Arzt bemühte sich Prieger, einerseits die Therapien erfolgreich anzuwenden, andererseits gegenüber Fachkollegen und der Öffentlichkeit zu begründen, für welche Indikationen die Bäder erfolgreich seien und vor allem, was denn die Kreuznacher Quellen so besonders wirksam mache.

Prieger hat die medizinischen Fragen mit mehreren Schriften beantwortet, die dann auch in Auszügen in englische und französische Sprache übersetzt wurden. Nach der Erstlingsschrift „Bad Kreuznach und seine Heilquellen“ von 1827, die nicht die gewünschte Beachtung fand, folgte 1837 sein Hauptwerk: „Kreuznach und seine Brom- und Jodhaltigen Heilquellen“, dem sich dann noch in ähnlicher Weise nur ganz der neuen Elisabeth-Quelle im Kurpark gewidmet „Erfahrungen über die Heilkräfte der Jod- und Bromhaltigen Elisabeth-Quelle zu Kreuznach. Mainz 1845“ und „Bemerkungen über die Jod- und Bromhaltige Kreuznacher Mutterlauge. Mainz 1845“ anschlossen. Es handelt sich hier um ausführliche Berichte zur Anwendungsbreite, Anwendungsweise und Wirkung der Bäder, Trinkkur und Inhalationen, wobei er sehr viel häufiger von vollständigen Heilungen und ähnlichen Erfolgen berichtete, als es nach dem heutigen Stand der Wissenschaft zu vermuten wäre.

Neben den Publikationen nutzte und unterhielt Prieger ein Netzwerk von persönlichen Kontakten zu Kollegen. Wiederholt reiste er nach Berlin, auch um dort mit Hilfe seiner Arztkollegen in Sachen Kur in Kreuznach beim Hof vorstellig zu werden. Diese Verbindung kam in der Tat zustande und die Kreuznacher haben vielfältig die Entwicklung der Kur mit dem Königshaus verbunden, wie schon die Namensgebungen zeigen. Seine Schrift von 1837 war dem Prinzen Friedrich von Preußen gewidmet, der darauf sehr gnädig schriftlich antwortete und tatsächlich auch in Kreuznach öfter zu Gast war. Einige Jahre zuvor war die erste Kreuznacher Quelle nach dessen Frau Elisabeth von Bayern benannt worden. Prinz Friedrich weilte mehrmals auf der Saline Karlshalle und besuchte 1839 offiziell das Bad. Er lud auch gerne auf seine Burg Rheinstein ein.



In frischem Glanz: Das Priegerdenkmal von Carl Cauer neben der Pauluskirche. Foto: Anja Weyer

Weitere Reisen führten Prieger nach Wien und Paris. Rastlos propagierte er die Heilwirkung der Kreuznacher Quellen, zum Beispiel gegenüber dem Kollegen Lugol in Paris. Diese Ärzte sollten nun, so Priegers Hoffnung, dafür sorgen, dass Patienten zur Heilung ihrer Leiden nach Kreuznach reisten. Die Hoffnung trog nicht.

Auch auf dem zweiten Aufgabenfeld, der Organisation des Kurbetriebes, hat Prieger maßgeblich mitgewirkt. Geduldig bemühte er sich, die nicht gerade entscheidungsfreudige und in Sachen Kur keineswegs übermotivierte Stadtverwaltung dazu zu bewegen, im Stadtgebiet eine eigene Solequelle zu erschließen, denn das Salinental blieb ja bis Ende des Jahrhunderts wirtschaftliches Eigentum des Großherzogtums Hessen. Letztlich blieben diese Bemühungen der Stadt erfolglos oder halbherzig stecken, doch immerhin schaffte es der Privatunternehmer Andreas Wilhelmi eine Quelle an der Kurparkspitze zu erschließen, ohne dass es ihm, der über eingeschränkte Mittel verfügte und bald darauf verstarb, möglich gewesen wäre, diese wirtschaftlich erfolgreich zu nutzen. Da war es die von Prieger mitgegründete Solbäder-Actiengesellschaft, die erstmals eine tragfähige wirtschaftliche Grundlage schuf, ein Kurhaus errichtete und den Badebetrieb organisierte. Prieger wurde 1837 zum Brunnen- und Badearzt ernannt. Der Titel „Königlicher Brunnen und Badearzt" muss man als Anerkennung des Faktischen sehen, denn in den ersten 20 Jahren des Heilbades war Prieger der einzige Arzt der Kuren verschrieb. Erst in den 30er-Jahren kamen Kollegen hinzu. Zu nennen ist hier vor allem der Kreuznacher Carl Friedrich Engelmann, der seit 1832 als Arzt in Kreuznach arbeitete und ähnlich aktiv und erfolgreich wie Prieger arbeitete.

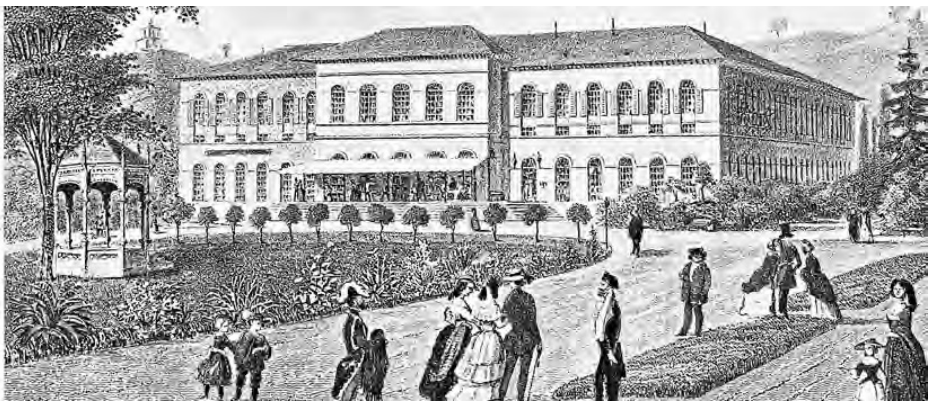
Nur zeitweilig gelang es Prieger, seine Kontakte zu nutzen, um die Entwicklung des Heilbades Bad Münster am Stein zu verhindern. Er war mit diesem Anliegen bei der preußischen Obrigkeit vorstellig geworden. Nachdem in der Tat 30 Jahre lang eine Kurnutzung der preußischen Saline Münster am Stein unterblieb, konnte sich der Nachbarort doch noch ab 1850 zum Kurort entwickeln und stellte insbesondere nach dem Eisenbahnbau eine beachtliche Konkurrenz dar.

Auf dem Höhepunkt des Ansehens

Prieger war auch im gesellschaftlichen Leben verankert. 1837 trat er in den Stadtrat ein, dem er ebenso 25 Jahre bis zum Jahr 1862 angehörte wie dem Presbyterium der seit seinem Hochzeitstag – dem 31. Oktober 1817 – aus Lutheranern und Reformierten vereinigten evangelischen Gemeinde.

Seit den 30er-Jahren war Johann Erhard Peter Prieger eine der maßgeblichen Persönlichkeiten der Stadt und eng in die Honoratiorenschicht eingebunden, die sich ganz und gar mit der preußischen Obrigkeit identifizierte. Nicht zuletzt die damals als Kapital der Ehre und gesellschaftlicher Reputation hoch geschätzten Ordensverleihungen durch den preußischen König und diverse Landesfürsten zeigen, dass Prieger auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn angekommen war. 1834 erhielt er den Titel Hofrat, 1842 den Ehrentitel Geheimer Sanitätsrat. Beginnend mit dem Roten Adler Orden 4. Klasse des Königreichs Preußen im Jahr 1840 erhielt Prieger sieben derartige Ehrungen von verschiedenen deutschen Fürstenhäusern und vom belgischen König.

Prieger war ein häuslicher, geselliger ebenso gemeinwohl- wie familienorientierter und evangelisch konfessionsgebunden religiöser Mensch. Politisch dürfte er voll und ganz mit dem patriarchalischen preußischen Staatsverständnis in Einklang gestanden haben. Naturkunde und Mineraliensammlung waren zwei seiner Leidenschaften. Neben allen seinen Verpflichtungen fand er Zeit auch noch die Weinlage Kauzenberg zu erwerben und bewirtschaften zu lassen. Nur Reste der Weinbergsmauern zeugen heute noch von dieser Weinkultur.



Ansicht des alten Kurhauses von 1843. Foto: GuT

Prieger hat erlebt, wie sich der Badewörth zu einem völlig neuen Stadtteil entwickelte, er hat den Höhepunkt der Kur nach dem Bau der Rhein-Nahe-Bahnlinie noch beobachten können. Erst nach seinem Tod kam sein Kur-Konzept wegen des großen internationalen Verdrängungswettbewerbs in eine Nachfragekrise. Eine Neuausrichtung, die einen neuen Boom brachte, verbindet sich dann mit Dr. Karl Aschoff. Er wurde 1867 geboren, in jenem Jahr, in dem man das Prieger-Denkmal einweihte.

So wie Prieger **nach** der Entdeckung von Jod und Brom auf aktuelle naturwissenschaftliche Erkenntnisse reagiert hatte, nutzte Aschoff eine neu aufgetauchte Naturkraft: die Radioaktivität. Aber das ist ein neues Kapitel der Geschichte des Heilbades.

Dieses neue Kapitel hat nun der Kreuznacher Apotheker Stefan Drosse in seiner Dissertation „Der Apotheker Karl Aschoff (1867–1945) umfassend wissenschaftlich aufgearbeitet. Er hat am Institut für Pharmaziegeschichte in Marburg eine Dissertation des Apothekers, seiner Forschungen und Verdienste vorgelegt, die in diesem Jahr auch im Druck erschienen ist. Darauf wurde bereits in der letzten Ausgabe hingewiesen, soll hier aber noch einmal wiederholt werden. Drosse hat die Arbeit Aschoffs in den großen Zusammenhang der Entwicklung der Bäderkunde seit der Antike im Allgemeinen und des Heilbades Kreuznach im Besonderen gestellt. Wir erfahren daher vor allem aus pharmaziegeschichtlicher Sicht, auf welcher wissenschaftlichen Grundlage sich die Entstehung und Entwicklung der Kurmedizin im Heilbad vollzog, und was Kreuznach von den vielen anderen Heilbädern unterschied. Die gut lesbare wissenschaftliche Studie sei jedem, der sich für die Geschichte des Heilbades interessiert, zur Lektüre empfohlen, zumal es keine andere Studie gibt, die so umfassend und tiefschürfend Quellen und Informationen auch zur Frühzeit der Kur zusammengetragen hätte.

Deutlich wird dabei, dass die Entstehung und über viele Jahre erfolgreiche Entwicklung der beiden Heilbäder sich den Forschungen, dem innovativen Unternehmungsgeist, der überörtlichen Vernetzung und der Überzeugungskraft von zwei Persönlichkeiten verdankt, die in ganz unterschiedlichen Situationen wissenschaftliche Erkenntnisse und Neurungen ihrer Zeit aufgriffen und fruchtbar machten. Prieger und Aschoff waren, was die Naturwissenschaften betrifft auf der Höhe ihrer Zeit. Ohne ihre therapeutischen Ansätze und ihre Umsetzungsstrategien sähe Bad Kreuznach heute anders aus. Es gibt ihn also doch: den persönlichen Faktor in der Geschichte. Und diese hat hier noch eine besondere Bewandtnis. Drosse zeigt, dass seit dem 17. Jahrhundert der Aufstieg von Badeorten „in Verbindung mit der Persönlichkeit und Tatkraft einzelner Ärzte stand" (S.50). „In vielen Bädern waren Reputation, Charisma und Weltgewandtheit des Arztes die wichtigsten ‚Attraktoren' eines nationalen oder internationalen Publikums". Eine Aussage, die sich uneingeschränkt auf Prieger übertragen lässt.

Der Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach, das Schloßparkmuseum und die Gesundheit und Tourismus für Bad Kreuznach GmbH veranstalten dazu eine Vortragsreihe.

Literatur:

Stefan Drosse: Der Apotheker Karl Aschoff (1867–1945) und die Anfänge der Radonbalneologie. Pharmazeuten und ihren Einfluss auf die Kurmedizin am Beispiel des Radium-Solbads Bad Kreuznach. Stuttgart 1916. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie Band 107).

Dr. Andrea Fink: Das erste bürgerliche Denkmal in Kreuznach. Bad Kreuznacher Heimatblätter 5/1992. S. 3f.

Karl Hessel: Aus Bad Kreuznach Frühzeit. Erinnerungen und Schwenke. Kreuznach 1817.

Sanitätsrat Dr. Hans Jöckel: Balneologie gestern – Kurmedizin heute. Bad Kreuznacher Heimatblätter 10/1987, S.1-3.

Johann Ehard Peter Prieger: Kreuznach und seine Brom- und Jodhaltigen Heilquellen. Kreuznach 1837.

Oskar Prieger: Vorläufige Beiträge zur Geschichte der Gründung des Bades Kreuznach, Kreuznach 1868.

Richard Walter: Dr. Prieger gebührt das Verdienst. Zeitgenössische und andere Quellen über die Anfangszeit des Heilbads Kreuznach um 1817. Bad Kreuznacher Heimatblätter 4/1992, S. 1f., 5/1992, S. 5f.

100 Jahre Bad Kreuznach. 1817–1917. Kreuznach 1817.

„Correspondenz aus den Soolbädern von Kreuznach“ 1837

Johann Heinrich Kaufmann wirbt für die Kreuznacher Badekur

VON JÖRG JULIUS REISEK, BAD KREUZNACH

Zahlreiche literarische Beiträge belegen die Kreuznacher Bemühungen, den Bekanntheitsgrad der neu entstandenen Kureinrichtungen überregional zu fördern. In Zeitungsbeilagen und Unterhaltungsblättern erschienen wiederholt Stimmungsberichte mit Lobeshymnen auf die Badekur an der Nahe. Einige dieser Beispiele wurden in den beiden Kreuznacher Lesebüchern ediert, die der Verein für Heimatkunde 2011 und 2012 herausgab. Hier folgt ein weiteres weitgehend unbekanntes Beispiel aus der Feder des Kreuznacher Kaufmanns und Dichters Johann Heinrich Kaufmann (1772–1843), das 1837 in den „Gemeinnützigen und unterhaltenden Rheinischen Provinzialblättern“ abgedruckt wurde. Es belegt den rasanten Fortschritt der Badekur innerhalb zweier Jahrzehnte. Nach bescheidenen Anfängen im Jahre 1817 sollen bereits 1822 erste auswärtige Gäste eingetroffen sein. 1837 war die Kur in Schwung gekommen. Zehn Jahre nach Veröffentlichung eines ersten kleinen Badeführers von 66 Seiten lohnte sich nun die Herausgabe eines umfassenderen Werkes (271 Seiten), das mit Lithografien und Stahlstichen ausgestattet wurde. Rechtzeitig zur neuen Saison lag im Mai 1837 die neue Schrift Priegers vor[1]. Er widmete sie „Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich von Preussen dem erhabenen Beschützer und Beförderer alles Nützlichen, Guten und Schönen in tiefster Ehrfurcht“. Ein Dankschreiben des Prinzen, datiert 5. Juni 1837, erhielt er postwendend. Ende Juni logierte Friedrich mit Dienerschaft bei Oberfinanzrat Geiger auf der Saline zum Kuraufenthalt ein. Zwischen den beiden entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen, die besonders bei Friedrichs Rheinaufenthalten gepflegt wurden[2]. Im selben Jahr übermittelte die preußische Regierung die Beförderung Johann Priegers zum Brunnen- und Badearzt.

Achtzehnte Curliste
der
Mineral-Bäder zu Kreuznach.

Verzeichniss
der v. 1. bis zum 8. Septbr. 1837 angekommenen Curgäste.

Nummer.

Bei Herrn Professor Voß.
1156. Fräulein Colsmann, aus Langenberg (Elberfeld).

Bei Frau Wittwe Heinrich Huff.
1157. Herr Joseph Schneiderhen, aus Mombach.

Bei Herrn Jean Hessel, zum Adler.
1158—1163. Herr Baron von Wasse van Catwyk, Königl. Niederl. Staabs-Offizier, mit Frau Gemahlin, 2 Fräuln. Töchtern u. Bed., aus Arnheim.
1164. - Frischen, Kaufmann, aus Stuttgart.

Bei Herrn Calmus, zum Pfälzer-Hof.
1165. Herr Quambusch, Kaufmann, aus Gevelsberg,
1166. - Vorwerck, Kaufmann, aus Barmen.
1167. - Braun, Rentner, aus Bremen.
1168 - Roth, Kaufmann, aus Frankfurt.
1169. - Schlich, Kaufmann, aus Bremen.
1170. - Doktor Sömering, aus Frankfurt.
1171. - Böhm, Rentner, aus Frankfurt.
1172—1174. - Doktor Waißmann, mit Familie, aus Frankfurt.
1175—1177. - J. Hamburg, Kaufmann, mit Hrn. Bruder und Sohn, alle aus Frankfurt.
1178. - Minderop, Gutsbesitzer, aus Rotterdam.

Nummer.

1179. Herr A. Vedor, Advokat, aus Rotterdam.
1180. - A. Roth, Privatmann, aus Erfurt.
1181. - Siegling, Privatmann, aus Erfurt.
1182. - M. Schneegans, aus Cannstadt.
1183. - Geheim. Oberbaurath Schleichermacher, aus Darmstadt.
1184. - Richter, Kaufmann, aus Koblenz.
1185—1186. - Braun, Kaufmann, mit Frau Gemahlin, aus Köln.
1187. - Heim, Rentner, aus Frankfurt.

Bei Herrn Hauptmann Oehm, a. d. Saline.
1188. Herr Advokat Nükel, aus Köln.

Bei Herrn Material-Verwalter Egert, a. d. Saline.
1189—1191. Herr Riese, Rentner, mit Frau Gemahlin und Bedienung, aus Frankfurt.

Im Badehause.
1192. Herr Hermann, aus Weinsheim.
1193. Frau Suß, aus Volksheim.
1194. Herr Bürgermeister Meuck, aus Freilaubersheim.
1195. Jungfrau Mark, aus Hüffelsheim.
1196. Herr Nonnengässer, aus Hüffelsheim.
1197. - Magenheimer, aus Bosenheim.

(Schluss der diesjährigen Curliste.)

Die 18. und somit letzte Curliste vom 1. bis zum 8. September 1837 (Nr. 1156-1197) verzeichnete nur noch wenige Neuankömmlinge. Foto: HWZB

Im Folgenden nun Kaufmanns Bericht und Eindrücke vom September 1837

Durch das anhaltende Regenwetter verlassen nach und nach unsre Kurgäste so wohl die Stadt, als die nahe liegenden Salinen; da auch die reizendste Gegend bei trübem Himmel keinen Genuß giebt. Die Landschaftsmaler[3], deren in dieser Saison viele auf unsern Bergen und in dem Nahethal bis hinauf nach Oberstein sich befanden – thun ein Gleiches; und so bereitet denn Stille und Sturmwetter uns zu einem mittelmäßigen, vielleicht gar zu einem schlechten Herbste vor.

Die diesjährige Kur, obschon durch lang anhaltende Kälte spät begonnen – hat sich noch recht heiter gestaltet; und außer unserem Hochverehrten, am Rhein und im ganzen Vaterlande gefeierten Prinzen Friedrich von Preußen Königliche Hoheit befanden sich noch eine bedeutende Anzahl von russischem, englischem, französischem und deutschem Adel so wie viele andere angesehene Familien hier, deren Anzahl in den polizeilichen Kurlisten zwölfhundert Nummern füllten. Da schon viele Logis auf kommendes Jahr wieder bestellt sind, so läßt sich hoffen, daß sich der Nutzen und Segen der Soolbäder immer weiter verbreitet. Auffallend ist es, daß unsere Mutterlauge und auch selbst das natürliche Salzquellwasser schon nach allen Weltgegenden, ja bis nach Amerika versendet wird; auch befanden sich Personen aus andern Welttheilen hier, welche die Bäder mit Zufriedenheit verlassen, nachdem sie solche mit Nutzen gebraucht haben. Alle Aerzte, besonders der durch seine Schrift über die Brom- und Jode-haltigen Heilquellen bekannte Hofrath Dr. Prieger, hatten alle Hände voll zu thun, und für die gesunden, unser reizendes Thal besuchenden Naturfreunde und Kurgäste stand freier Eintritt in die Anlagen des Casino's offen, wo auf den Terrassen getafelt und nach den Harmonieen der Tag sich immer mit einem heitern Balle im hohen glänzenden Saale schloß. Auch der Gesangverein gab den gefeierten Anwesenden zu Ehren ein Oratorium, welches der Oberbürgermeister der Stadt, Hr. Buß dirigirte und Dr. Damcke durch ausgezeichnetes Flügelspiel verherrlichte. Spazierfahrten nach allen Richtungen setzten der Zeit Flügel an, und wir wissen nicht, wo sie hingekommen; nur daß wir auf Rheinstein, Elisenhöhe, Stromberg, Moschellandsberg, Sponheim, Spabrücken, Dalberg, Rheingrafenstein, Ueben [Iben] und Rothenfels waren.

Wir legen Ihnen zu diesem Kaufbericht über unsere Bade-Saison noch einen kleinen Cyclus von Liedern bei, welche Sie als ephemerische [vergängliche] Erzeugnisse des Augenblicks ansehen wollen, und als Lückenbüßer in Ihrem geschätzten Blatte aufnehmen dürfen[4]. Das Lied Nro. 1 hat unser lieber Curgast, Hr. Franz Bornus aus Frankfurt[5] als fliegendes Blatt [...] abdrucken lassen. Kfm.

Nro 1: Aufruf zur Promenade am Curbrunnen zu Kreuznach

Wacht auf! ihr holden Schläferinnen!
Die Wachtel lockt – die Nachtigall;
Ein frisches Leben zu gewinnen
Ertönt der süße Wonneschall.
Im lichten Morgenanzug schwebt
Zum Born, vom Sonnenglanz belebt.

Schon an der Pappelwand begrüßet
Euch bunte Welt und Harmonie;
Wer früh' Auroren's Gunst genießet,
Dem fehlt es nicht an Sympathie.
Schon Mancher hat still und vertraut
Am Freundschafts-Tempel hier gebaut.

Taucht auch in die geweihte Quelle
Der lose Gott den gold'nen Pfeil,
Sie sprudelt immer klar und helle
Und jeder Kranke nimmt sein Theil.
Und wunderbar! – zur rechten Stund'
Wird Kopf und Herz frisch und gesund.

Wollt ihr nicht an der Quelle nippen,
Euch stärkt die reine Morgenluft;
Ihr schaut den Strom, die Felsenklippen,
Und athmet Blumen-Ambra-Duft.
Wenn ihr erfreut zurücke kehrt
Gewinnt an Schönheit Haus und Herd.

Drum auf! ihr holden Schläferinnen!
Zum Curplatz ströme Jung und Alt!
Nur Lebenslust sollt ihr gewinnen
Im Harmonieen-Aufenthalt. –
Auf Flügeln eilt die Zeit vorbei –
Sorgt, daß sie recht genossen sey!

Quelle: Gemeinnützige und unterhaltende Rheinische Provinzial-Blätter. Hrsg. von Jacob Nöggerath. Bd. 4. Köln: Bachem, 1837. S. 205–206

Anmerkungen:

(1) Prieger, J. E. P.: Kreuznach und seine Heilquellen. Zur Belehrung und Unterhaltung der Badegäste. Mainz: Kupferberg, 1827; Prieger, J. E. P.: Kreuznach und seine Brom- und Jode-haltigen Heilquellen in ihren wichtigsten Beziehungen. Kreuznach: Kehr, 1837;

(2) Drosse, Stefan: Der Apotheker Karl Aschoff (1867–1945) und die Anfänge der Radiobalneologie. Diss. 2016. S. 148–153

(3) Dritte Curliste, 24. Juni bis 1. Juli 1837; Koch, Heinz: Kurmusik in Kreuznach und Münster am Stein. 2009. (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, 36) S. 61–65; Hessel, Karl: Aus Bad Kreuznachs Frühzeit. Bad Kreuznach: Städt. Verkehrsamt, 1916; Prieger: Vorläufige Beiträge 1. zur Geschichte der Gründung des Bades Kreuznach... Kreuznach: Bing, 1868.

(4) Die 11. Curliste 1837 verzeichnet neben dem Maler Cotoir und Maler Schmidt aus Mainz den bekannten Darmstädter Landschafts- und Hofmaler Johann Heinrich Schilbach [1798–1851].

(5) Die nachfolgenden Gedichte wurden weggelassen.

(6) „Bei Frau Controlleur Hermanni a. d. Saline“: [...] „Herr F. Bernus [sic], Kaufmann, und Frau Gemahlin, nebst Bedienung, aus Frankfurt“ (1. Kurliste 1837: „Verzeichnis der bis zum 9. Juni 1837 angekommenen Curgäste“)

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Straße 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefonnummer 0671/757 48, E-Mail anjaweyer @gmx.de).

Nachruf

Der Oeffentliche Anzeiger war sein Lebenswerk. Der Verleger Carl Ferdinand Harrach ist verstorben.

„Bad Kreuznach. Carl Ferdinand Harrach ist tot. Der ehemalige Verleger und bis zuletzt Mitherausgeber unserer Zeitung verstarb am Samstag vor einer Woche im italienischen Neapel. Am 20. Mai wäre er 94 Jahre alt geworden“ berichtete der Oeffentliche Anzeiger am 11. März.

Carl Ferdinand Harrach wurde am 20. Mai 1923 in Kreuznach geboren und verstarb am 4. März 2017. Er gehörte der dritten Generation des Druck- und Verlagshauses Harrach an. Die Tradition hatte sein Großvater Ferdinand Harrach begründet, der im Jahr 1903 den Oeffentlichen Anzeiger mit Buchdruckerei von Philipp Wohlleben erwarb. Die Söhne Walter und Ludwig führten den Verlag weiter und begründeten 1921 die bis heute anhaltende Zusammenarbeit mit den Kreuznacher Heimatblättern. Sie werden bis heute vom Oeffentlichen gedruckt und der Regionalauflage beigelegt. Carl Ferdinand Harrach trat bereits 1941 in den Verlag ein, nach Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft sah er sich mit der Situation konfrontiert, dass der „Oeffentliche Anzeiger“ von der amerikanischen Militärverwaltung 1945 eingestellt worden war. Der junge Mann führte mit Verwandten die Druckerei fort, absolvierte ein Volontariat beim Wiesbadener Kurier und übernahm schließlich die wirtschaftlich gescheiterte „Rheinisch-Pfälzische Rundschau“ mitsamt Verlag und Redaktionsteam, zu dem auch Richard Walter gehörte.

So gelang ihm 1949 die Neugründung des Oeffentlichen Anzeigers. Bis zum Verkauf des Oeffentlichen Anzeigers an den Mittelrhein-Verlag sind drei Phasen zu unterscheiden.

1949–1954 war der ÖA selbst Regionalzeitung und belieferte zahlreiche Lokalausgaben mit einem Mantelteil zu Politik und Unterhaltung.

1954–1974 schloss der Mittelrhein-Verlag einen Kooperationsvertrag: Die ÖA wurde reine Lokalzeitung, bezog nun selbst den Mantelteil vom Mittelrhein-Verlag, der sich dafür mit der Rhein-Zeitung aus Bad Kreuznach zurück zog.

Nach Ablauf des Vertrages veräußerte Harrach den Verlag an den Mittelrhein-Verlag, in dem der ÖA aufging.

Harrach firmierte auch bis zu seinem Tod als Mitverleger. Die Rhein-Zeitung erscheint seitdem mit dem traditionellen Markennamen Öffentlicher Anzeiger. Das Druckhaus veräußerte Harrach wenig später an einen Mitarbeiter. Die Druckerei ging 1985 ein.

Harrach hatte mit einer großen Investition versucht, seinen Verlag mit Druckhaus zukunftsfähig zu machen. Aus der Innenstadt war das Unternehmen von der Kleinen und Großen Kannengasss im Jahr 1962 in die Wöllsteiner Straße gezogen. Doch die in den 70er-Jahren anstehenden technischen Neuerungen waren für den Verlag nicht mehr zu leisten.

Harrach blieb als Verleger aktiv, gründete die „Inter-Kunst und Buch GmbH“ und besorgte hochwertige Kunstdrucke und Kalender („Mineralienkalender“). Kunstsinnig und ideenreich bis in seine letzten Tage war Harrach in den 50er, 60er und 70er-Jahren eine der das gesellschaftliche Leben prägenden Persönlichkeiten der Stadt. Er wusste Unternehmerqualitäten mit Lebensfreude und Kunstsinn zu verbinden. Die AZ berichtete am 21. Mai 2013 zu seinem 90. Geburtstag: „Wenn man sich mit C.F. Harrach über seine Heimatstadt unterhält, ist es erstaunlich, über wie viel Details und Histörchen er berichten kann aus der Vorkriegszeit, der Zeit der amerikanischen und französischen Besatzung und dem Wiederaufbau. Leider schmilzt täglich die Zahl der Zeitzeugen, und die schnelllebige Zeit nimmt kaum noch Notiz von dem, wie etwas in der Vergangenheit war. Verleger Harrach hat sich daher vorgenommen, zusammen mit noch anderen Zeitzeugen, diese Erinnerungen, soweit sie die Allgemeinheit interessieren, festzuhalten. Trotz seines verhältnismäßig hohen Alters denkt Harrach immer noch nicht an einen geruhsamen Ruhestand. Auf die Frage, wie er sich immer noch seine „jugendliche“ Art und sein Aussehen erhalte, antwortet der Jubilar: „Durch regelmäßiges Schwimmen, leichte Gymnastik, Kuranwendungen in Bad Kreuznach, gesunde Mittelmeerkost und gelegentlich ein Glas Nahewein.“

Noch hochbetagt wurde Harrach Mitglied des Vereins für Heimatkunde. Er ließ dem Stadtarchiv Archivalien zur Unternehmensgeschichte zukommen.

Die Spannbreite seines gesellschaftlichen Engagements hat der Verleger selbst umrissen: „Zum Schluss soll noch erwähnt werden, dass Carl Ferdinand Harrach sich wie seine Vorfahren im sozialen Umfeld seiner Heimat engagierte: so war er zwölf Jahre Beisitzer am Sozialgericht Koblenz, 25 Jahre Mitglied der Vertreterversammlung der AOK, Mitglied der Vertreterversammlung der Volksbank, Prinz-Karneval 1950, im Elferrat der GKGK von 1946–1951 (von 1946–49 als Vizepräsident), zehn Jahre Präsident des Flugsportvereins Bad Kreuznach und Gründungsmitglied des Golfklubs Bad Kreuznach. Er gehörte verschiedenen Kommissionen im Verband der Zeitungsverleger an.“

(Carl Ferdinand Harrach: Eine Zeitungs-Dynastie zwischen Tradition und Fortschritt, 125 Jahre Verlag und Familie Harrach in Bad Kreuznach. Kreuznacher Heimatblätter 4, 2012).

Für seine Verdienste erhielt Carl Ferdinand Harrach 1973 die Goldene Ehrennadel des Deutschen Werbe-Clubs und später die Silberne Ehrennadel des Landes Rheinland-Pfalz.

Dr. Michael Vesper, Bad Kreuznach

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 5/2017

Beilage Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

Eine kritische Reflexion zweier Beschreibungen des Amtes Rüdesheim aus den Jahren 1930 und 1937

Zwei Beiträge zur Geschichte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus

VON RAINER SEIL, BAD KREUZNACH

Einführung

Die Quellen aus der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus sind auf der lokalen Bürgermeisterei- und Kreisebene vergleichsweise dürftig.[1] Lediglich für die Bürgermeistereien Rüdesheim und Waldböckelheim sind im noch im Aufbau befindlichen Archiv der Verbandsgemeinde Rüdesheim Akten- und Quellenmaterial aus jener turbulenten Zeit erhalten, zum Teil mehr, als man vor Ort erwarten und vermuten würde. Spätere Kreischroniken gingen wenig auf diese Zeitepoche ein, auch aufgrund der Tatsache, dass vorliegende allgemein zugängliche Quellen nicht sehr ergiebig sind.

Zum besseren Verständnis der aufschlussreichen, wenngleich auch kurz gehaltenen Beschreibung des Jahres 1930 sind einige grundlegende Fakten aus der Spätzeit der Weimarer Republik in Erinnerung zu rufen:

Seit dem 25. Oktober 1929, dem berüchtigten „Schwarzen Freitag", als an der New Yorker Effektenbörse Kursstürze bis zu 90 Prozent registriert wurden, zeichnete sich bereits ein mögliches Scheitern der ersten Demokratie auf deutschem Boden ab: Vom 3. bis zum 20. Januar 1930 hatte die zweite internationale Konferenz über den Young-Plan[2] in Den Haag stattgefunden, den die Reichsregierung am 20. Januar 1930 unterzeichnete. Die Young-Gesetze wurden am 12. März 1930 durch den Reichstag angenommen.

Im März 1930 wurden in Deutschland 3,5 Millionen Arbeitslose gezählt. Am 27. März jenes Jahres trat das Kabinett der „Großen Koalition" unter Hermann Müller (1876–1931) (SPD) zurück. Das Kabinett Müller war an der äußerst strittigen Frage der Sanierung der Arbeitslosenversicherung letztlich zerbrochen. Am 29. März wurde sein Nachfolger Heinrich Brüning (1885–1970) zum Reichskanzler ernannt. Der Zentrumspolitiker stand einem bürgerlichen Minderheitskabinett vor, das durch den Reichspräsidenten gestützt wurde. Diese wenigen einführenden Zeilen mögen die krisenhafte Entwicklung in der Spätphase der Weimarer Republik kennzeichnen. Auch die spätere vorzeitige Räumung des linken Rheinufers durch die interalliierten Besatzungstruppen am 30. Juni 1930, von Gustav Stresemann (1878–1929) durch Gespräche mit Aristide Briand initiiert, konnte nicht über die allgemeine desolate wirtschaftliche und politische Lage in der Endphase der Weimarer Republik hinwegtäuschen.

Bauarbeiten in Norheim 1933 durch Baugeschäft Gräff, Traisen. Foto: Kreismedienzentrum

Amtsbericht 1930

Zum früheren Amt Rüdesheim gehörten im Berichterstattungszeitraum die Dörfer Braunweiler, Gutenberg, Hargesheim, Hüffelsheim, Mandel, Niederhausen, Norheim, Roxheim, Rüdesheim, Sankt Katharinen, Traisen und Weinsheim. Es hatte in dieser Form bis zur rheinland-pfälzischen Kommunalreform 1969/70 Bestand.[3]

So heißt es in der zeitgenössischen Beschreibung des Jahres 1930 [1200–76] unter anderem:

„Die wirtschaftliche Not und die dadurch bedingte außerordentliche Belastung der Gemeinden durch Wohlfahrtsausgaben machten sich bei dem größten Teile der in der Nähe der Stadt Bad Kreuznach gelegenen zwölf Gemeinden des Amtes Rüdesheim ganz besonders bemerkbar. Diese Gemeinden sind mit Handwerker- und Arbeiterfamilien stark durchsetzt; unter normalen Verhältnissen fanden die Handwerker oder Arbeiter lohnenden Verdienst auf dem Lande oder in der Stadt Kreuznach; jetzt ist der

größte Teil ohne Arbeit, aus der Arbeitslosenfürsorge ausgeschieden und der gemeindlichen Wohlfahrtsfürsorge anheim gefallen. Mehr als 100 ausgesteuerte Arbeiter mit mehr als 300 Familienangehörigen, müssen auf Grund der Fürsorgepflichtverordnung von den Gemeinden unterstützt werden, neben der großen Zahl der Klein- und Sozialrentner und der Krisenunterstützungsempfänger. Wenn nicht bald eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse eintritt, können die Gemeinden die Lasten nicht mehr tragen: es müsse unbedingt eine reichsrechtliche Neuregelung des ganzen Fürsorgewesens eintreten, um den Zusammenbruch der Gemeinden zu verhindern."

Die sich zunächst auf Nordamerika auswirkende Wirtschaftskrise erfasste bald Europa. Im Deutschen Reich sank die industrielle Produktion von 1928 bis 1932 um etwa 40 Prozent und erreichte damit einen Stand von 1903/04.[4] Ein Spiegelbild dieser krisenhaften Entwicklung zeigte sich in der raschen Zunahme der Arbeitslosenzahlen. Im Deutschen Reich lag die Arbeitslosigkeit Ende 1929 bei 1,2 Millionen. Im Januar 1930 waren es bereits 3,2 Millionen, 4,8 Millionen im Januar 1931 und im Januar 1932 waren schließlich 6 Millionen Erwerbslose erreicht. Im Rheinland[5] lag die Zahl der Erwerbslosen 1930 bei 376 000, im Jahr 1931 bei 565 000 und 1932 bei 712 000 Personen.

Die Unterstützung für die hohe Zahl an Arbeitslosen und ihrer Angehörigen hatte Einfluss auf mögliche Investitionen im Bereich des Amtes Rüdesheim. So hebt die Beschreibung hervor, dass 1930 aufgrund der hohen Wohlfahrtsausgaben wichtige kommunale Arbeiten nicht ausgeführt werden konnten. Einzig in Braunweiler wurde mit dem Neubau eines Schulgebäudes begonnen. Die gemeinsame Wasserversorgung von Mandel, Hüffelsheim, Traisen und Norheim befand sich dagegen – so ist es dem Bericht zu entnehmen – „in der Schwebe". Solche Großprojekte waren durchaus willkommen und da sie damals in ihrer praktischen Umsetzung noch sehr personalintensiv waren, versprach man sich davon, im Rahmen von Notstandsarbeiten eine „große Anzahl Arbeiter längere Zeit" zu beschäftigen. Jedoch war zu jenem Zeitpunkt die genaue Finanzierung noch nicht sichergestellt.

Der Bericht überliefert zudem mehrere mitteilenswerte demografische Fakten: Im Jahr 1925, der damals letzten amtlichen Volkszählung, hatte das Amt Rüdesheim 7491 Einwohner. Im Jahr 1930 zählte man 7742 Einwohner. Das Bevölkerungswachstum war mit 251 Personen eher mäßig ausgefallen. Ein Grund lag – so schon damalige Prognosen – in der rapide fallenden Geburtenzahl. Im Jahr 1926 lag die Geburtenzahl noch bei 180, 1928 bei 170, 1929 bei 156 und 1930 bei 152. Rückläufig war auch die Zahl der Eheschließungen, während dagegen die Zahl der Todesfälle gestiegen war.

Gleichwohl wurde der Amtshaushaltsplan von der Amtsvertretung für das Jahr 1931 festgesetzt. Infolge der Gehaltskürzung und sonstiger Einsparungen konnte die Amtsumlage gesenkt werden.

In dieser krisenhaften Zeit wurde über weitere mögliche Kosteneinsparungen nachgedacht. Vorgesehen war, die Zahl der ländlichen Fortbildungsschulen[6] entweder zu verringern oder manche Standorte zu fusionieren. Man konnte sich jedoch in dieser Angelegenheit nicht einigen. Argumentiert wurde unter anderem damit, dass es im Amt Rüdesheim bedeutende Weinbauorte gebe und die Jugendlichen als mithelfende Familienangehörige voll ausgelastet wären. Zum anderen wollte man ihnen nicht bei möglichen Zusammenlegungen dieser ländlichen Fortbildungsschulen im Winter weite Fußwege zur nächsten Fortbildungsstätte zumuten. In jener Zeit gab es unter Jugendlichen noch keine uns heute selbstverständlich erscheinende Motorisierung. Damit endet der Einblick in das Krisenjahr 1930.

Aufschlussreich und thematisch ergänzend ist das folgende Zitat aus der Chronik der Bürgermeisterei und Gemeinden, die zwar auf das Jahr 1930 mit keiner Zeile eingeht, wohl aber zu 1931 festhält:

„… Die wirtschaftliche Lage wurde immer trostloser. Die Arbeitslosenziffer stieg ungeheuer. Die Not wurde überall größer. Es fehlte an Geld und deshalb wurde überall die größte Sparsamkeit befohlen. Die Gehalts- und Lohnempfänger mussten sich fortwährend Kürzungen ihrer Bezüge gefallen lassen."

Hargesheim. Firmengelände der Gebr. Baumdicker mit Sägewerk, Mühle, Reparaturwerkstatt und Fuhrpark Ende der 20iger-Jahre. Foto: KMZ

Rüdesheim. Schmiedemeister Karl Hahn an seiner Schmiede in der Hauptstraße um 1937. Foto: KMZ

Rüdesheim. Ernst Beisiegel bei der Weinbergbespritzung um 1935. Foto: KMZ

Amtsbericht 1937

Aus der Zeit des Nationalsozialismus liegt folgender Bericht [1200–64] vor, der in der Amtszeit von Amtsbürgermeister Buch (1925–1945) angefertigt wurde.

Mitteilenswert sind die Strukturdaten, die dem Bericht vorausgeschickt werden: Im Jahr 1936 lebten im Amt Rüdesheim 7950 Einwohner. Die Einwohner gehörten „zu 3/5 dem Bauern- und Winzerstand an, zu 2/5 besteht sie aus Arbeitern, Handwerkern und Gewerbetreibenden." 1213 schulpflichtige Kinder wurden von 28 Lehrern unterrichtet.

Das Amt umfasste 5581 ha. Davon entfielen 3800 ha auf die landwirtschaftliche Nutzfläche, 663 ha auf Weinberge und 875 ha auf Wald. Die waldbesitzenden Gemeinden waren in zwei Revierförstereien mit Sitz in Mandel und Niederhausen zusammengeschlossen, die den Gemeindeforstämtern in Stromberg und Sobernheim unterstanden.

Erst gegen Ende des umfangreichen Berichtes wird kurz auf die Erwerbslosigkeit eingegangen, die indes noch 1930 in der Berichterstattung einen breiten Platz einnahm. Im Jahre 1933 lag die Zahl der Erwerbslosen bei 174 arbeitsfähigen Personen. Die Erwerbslosigkeit galt 1936 im Deutschen Reich als beseitigt. *„Zehn Gemeinden konnten das Rechnungsjahr 1936 ohne Fehlbetrag abschließen, während bei zwei Gemeinden kleinere Fehlbeträge verblieben, die im Jahr 1937 abgedeckt werden …"*

Aufgrund der zwischenzeitlich wieder gestiegenen Schülerzahlen wurden in Roxheim und Braunweiler neue Schulgebäude errichtet. Die Schulhäuser in Gutenberg, Hargesheim, Hüffelsheim und Mandel wurden umgebaut. In Weinsheim war der Bau einer vierklassigen Schule mit zwei Lehrerdienstwohnungen begonnen worden. Ferner war auch ein Schulhausneubau in Niederhausen in Aussicht gestellt. Die Volkszählung im Jahr 1925 verzeichnete im Amt Rüdesheim 7491 Personen, 1933 waren es 7845 Einwohner und 1936 insgesamt „7950 Seelen".

Einen sehr breiten Raum in der Berichterstattung nehmen kommunale Projekte ein, die teilweise in ihrer Konzeption auf die 1920er-Jahre zurückgingen, jetzt aber aus ideologischen Gründen sehr umfassend und einzig als Erfolge des NS-Regimes dargelegt wurden.

Erwähnt werden unter anderem der Bau der Zentralwasserleitung in Niederhausen und Weinsheim. In Mandel, Hüffelsheim, Traisen und Norheim war der Bau eines Gruppenwasserwerkes geplant.

Hochwasser hatten schon in der Vergangenheit große Schäden im Amt Rüdesheim und im Kreisgebiet verursacht. Gutenberg, Hargesheim und Rüdesheim hatten daher umfangreiche Regulierungen des Gräfenbaches und des Ellerbaches vorgenommen.

Zwischenzeitlich war der Weg von Roxheim nach Rüdesheim straßenmäßig ausgebaut und in die Unterhaltung des Kreises abgegeben worden, was die Gemeindekassen der betroffenen Orte spürbar entlastete. Die Ortsgemeinde Traisen hatte eine Straße durch das Mühlental, mündend in die Straße Norheim und Münster am Stein, gebaut. Zahlreiche Dörfer wurden innerorts neu gepflastert und Bürgersteige angelegt.

In den 1920er- und 1930er-Jahren waren erste Ansätze eines zunehmenden PKW-Verkehrs zu erkennen, wie es ihn davor noch nicht gegeben hatte und mit der Entwicklung nach 1945 selbstverständlich nicht vergleichbar ist. Zumindest wurde damals die Notwendigkeit des Baues von Umgehungsstraßen bei Norheim, Weinsheim und Mandel in Erwägung gezogen. Im Jahr 1936 war der Kleinbahnbetrieb eingestellt worden. Es galt nun, für die noch vorhandenen Bahntrassen eine sinnvolle Nutzung zu finden. Vorgesehen war, dort Radfahrwege anzulegen. Grundstücke waren zu diesem Zweck in Rüdesheim, Weinsheim, Hargesheim, Roxheim und Gutenberg erworben worden. Deren Verwirklichung sollte sich allerdings erst Jahrzehnte später vollziehen.

Weinsheim. Spritzbrühanlage neben der alten Schule um 1935. Foto: KMZ

Größere Investitionen erfolgten vor allem in der Landwirtschaft und in der Sonderkultur Weinbau. Wenig ertragreiche Niederwälder wurden seit den 1920er-Jahren entweder in Äcker oder bei sonnenexponierter Lage in Weinberge umgewandelt:

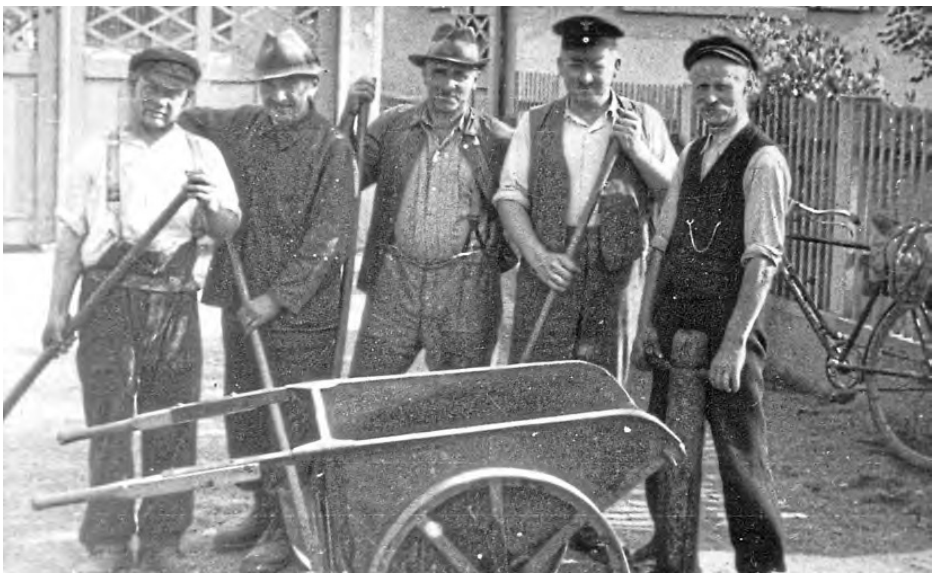
„Zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Grundlagen der Kleinbauern und Winzer, und zur Seßhaftmachung ländlicher Arbeiter und Handwerker wurden in verschiedenen Gemeinden umfangreiche Umwandlungen von Waldbeständen in Ackerland beziehungsweise Wiesen und Rodungen vorgenommen, so in der Gemeinde Braunweiler allein über 200 Morgen und in der Gemeinde Mandel 140 Morgen. In der Gemarkung Roxheim wurde ein Gemeindegelände von 80 Morgen „Auf der Hardt", welches zwar landwirtschaftlich genutzt wurde, aber keinen nennenswerten Ertrag abwarf (die jährliche Pacht betrug insgesamt nur 180 RM) unter Mitwirkung der Provinziallehranstalt Kreuznach in Weinberge umgewandelt. Das Gelände wurde in 80 Parzellen von durchschnittlich 18 ar aufgeteilt und an die Bürger der Gemeinde Roxheim zu einem tragbaren Preise abgegeben. Um möglichst vielen Einwohnern einen Teil des Landes zukommen zu lassen, wurde an die einzelnen Haushaltungen nur je eine Parzelle abgegeben. Im Jahre 1934 erfolgte die Anlegung der Weinberge nach den Vorschlägen des Herrn Weinbauoberinspektors Willig, wodurch eine mustergültige Anlage geschaffen wurde, die in diesem Herbste schon teilweise einen Ertrag brachte und sich zum Segen der Besitzer auswirken wird."

Zudem wurden in Norheim und Weinsheim Spritzbrühanlagen errichtet. Diese im Weinbau stark propagierten Einrichtungen sollten bei der „systematischen Bekämpfung der Reben- und Obstschädlinge" wertvolle Hilfe leisten. Weitere solcher Projekte waren für Mandel, Roxheim, Hargesheim und Gutenberg für das Frühjahr 1938 vorgesehen.

Die schon vor dem Ersten Weltkrieg angelegte Staatliche Weinbaudomäne in Niederhausen erhielt von diesem Weindorf ausgehend einen zusätzlichen Wirtschaftsweg in halber Höhe des Berges, um die weitere Bewirtschaftung zu optimieren.

Solche arbeitsintensiven Maßnahmen erfolgten durchaus aus arbeitsmarktpolitischen Erwägungen heraus. Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass das NS-Regime wirtschaftlich auf Autarkie setzte, was auch beinhaltete, die Gemarkungen soweit möglich, landwirtschaftlich intensiv zu nutzen. Rodungsarbeiten waren – wie erwähnt

Weinsheim. Schule, fertiggestellt 1938. Foto: KMZ



Weinsheim. Straßenwärter in den 30er-Jahren (links: Jakob Büttenbender, 2. von rechts: Philipp Genheimer, rechts: Franz Steinbach). Foto: KMZ

– hierzu eine Möglichkeit. Diese schweren Arbeiten wurden häufig von dem paramilitärisch ausgerichteten Arbeitsdienst ausgeführt.

Auch zu feuchte Standorte ließen sich nicht optimal ackerbaulich bewirtschaften. Aus diesem Grund wurden zu nasse Grundstücke entwässert, um auch hier Ertragssteigerungen zu ermöglichen. Entwässerungen wurden in den Gemarkungen Hüffelsheim, Hargesheim und Braunweiler ausgeführt. Weitere Entwässerungsanlagen waren in Traisen, Hüffelsheim, Niederhausen, Weinsheim und Schloßböckelheim geplant. Die dafür vorgesehene Gesamtfläche betrug 1000 Morgen.

Erwähnt werden noch Friedhofsprojekte im Amt Rüdesheim. Mandel hatte in den letzten Jahren einen neuen Friedhof angelegt. Friedhofserweiterungen erfolgten in Braunweiler, Gutenberg, Hargesheim und Norheim. Der Friedhof in Niederhausen sollte im Folgejahr vergrößert werden.

Verbesserungen werden im Bereich der Feuerwehr und bei den Erntekindergärten erwähnt, Letzteres eine stark ideologisch überfrachtete NS-Maßnahme, um die Frauen bei der Landwirtschaftsarbeit zu unterstützen. Die freiwilligen Amtsfeuerwehren in Hargesheim, Norheim, Rüdesheim und Weinsheim wurden mit Unterstützung des Kreises und der Provinz weiter ausgebaut. Die Bildung weiterer Halblöschzüge wurde in den verschiedenen Gemeinden in Aussicht genommen.

Fazit

Die beiden vorliegenden Berichte der Jahre 1930 und 1937 wurden in wirtschaftlich äußerst schwieriger Zeit erstellt, in der finanzielle Mittel äußerst knapp waren. Der letztere Bericht zeigt eine starke ideologische Ausrichtung, die bewusst verkannte, dass teilweise manche dieser später ausgeführten Projekte in ihren Entwürfen schon in der Zeit der von den NS-Machthabern verachteten Weimarer Republik initiiert wurden. Es darf nicht übersehen werden, dass schon der verlorene Erste Weltkrieg, die Ergebnisse des Versailler Vertrages, die Inflation und die Besetzung der linksrheinischen Gebiete für viele schwer verkraftbar waren. Außerdem verloren übergreifende Sinnbezüge wie Religion, Nation und Familie zunehmend an Bedeutung. Manche Autoren bringen die Zeit der Weimarer Republik auch mit einer Aufbruchsstimmung, vor allem in Literatur, Film, Theater, Design und Musik in Verbindung. Diese Entwicklungen in den Großstädten, voran Berlin, sind jedoch nicht auf den ländlichen Raum übertragbar.

Es war auch eine Epoche mit starker politischer Radikalisierung. Im Zeitraum von 1930–1932 errangen die radikalen Parteien in sechs Wahlen stets mehr Stimmen. Sie konnten im Reichstag die demokratische Regierung lahmlegen. Wie der Jahresbericht 1937 offenbart, waren noch viele weitere Projekte auf kommunaler Ebene geplant. Der 1939 ausbrechende Zweite Weltkrieg sollte diese Pläne vereiteln. Nach 1945 musste wieder ganz von vorn begonnen werden. Der nächste Amtsbericht für das Amt Rüdesheim liegt für das Jahr 1952 vor und wäre eine eigene Untersuchung wert.

Anmerkungen

[1]Selbst die einschlägigen Findmittel im Landeshauptarchiv in Koblenz weisen in ihren Vorworten der für unsere Region wesentlichen Bestände 441 (Bezirksregierung Koblenz) und 467 (Landratsamt Kreuznach und ehemaliges Landratsamt Meisenheim) darauf hin, dass die Quellen für die 1920er- und 1930er-Jahre lückenhaft sind. Vgl. G.-G. BORCK, 1999, S. 219 zu Best. 441 „zwischen 1920 und 1945 größere Lücken". Zum Bestand des Landeshauptarchives in Koblenz 467 werden im Anhang auf S. 504 bei den Kriegsverlusten 361 Akten (1813–1933) erwähnt. Auch auf kommunaler Ebene macht sich bis auf wenige Ausnahmen dieses Überlieferungsdefizit bemerkbar. Es ist davon auszugehen, dass schon unmittelbar nach dem Ende der Weimarer Zeit, besonders nach 1945 eine Vielzahl von Schriftgut bewusst vernichtet wurde. Die spätere Kommunalreform 1969/70 tat ein Übriges, der im Bereich der Verbandsgemeinde Rüdesheim ein Großteil der Überlieferung des Amtes Wallhausen zum Opfer fiel.

[2]Der Young-Plan trägt den Namen des Industriellen und Direktors der New Yorker Federal Reserve Bank Owen D. Young. Er sollte grob vereinfacht die Reparationszahlungen des Deutschen Reichs regeln. Das Reichsgesetz vom 13. März 1930 sah vor: Durchschnittlich sollte das Deutsche Reich jährlich 2,05 Milliarden RM Reparationsleistungen zahlen. Es waren insgesamt 37 Ratenzahlungen vorgesehen, deren Laufzeit bis 1988 gereicht hätte. Im Januar 1930, bei einem Stand von 2,8 Millionen Arbeitslosen, wies der Haushalt der Großen Koalition in Berlin ein Defizit von 1,4 Milliarden Reichsmark auf (F. BOHR, 2014, S. 123). Schon 1932 (T. HEIN, 2014, S. 37) erlassen die Siegermächte dem Deutschen Reich weitere Reparationsleistungen. Schätzungsweise 40 Milliarden Goldmark hatte das Deutsche Reich bis zu jenem Zeitpunkt bereits an Reparationszahlungen geleistet.

[3]Mehr zur Verwaltungsgeschichte des Amtes Rüdesheim R. SEIL, 2016, S. 180 f. Dort finden sich weitere Literaturhinweise.

[4]L. GREVELHÖRSTER, 2005, S. 51

[5]Zur Situation der Arbeitslosenzahlen im Rheinland vgl. Wilhelm J. WAGNER, 2001, S. 51

[6]Bei den ländlichen Fortbildungsschulen handelte es sich um Vorläufer der späteren Berufsschulen. Man wollte den schulentlassenen Jugendlichen im ländlichen Raum die Möglichkeit geben, sich auf einen Beruf, vornehmlich in der Landwirtschaft, vorzubereiten.

Bibliografie

Archiv der Verbandsgemeinde Rüdesheim Bestand Rüd. 1 [1200–64] und [1200–76]

Kurt BECKER (Hrsg.): Heimatchronik des Kreises Kreuznach. Köln 1966

Felix BOHR: Todesstunde der Republik. In: Die Weimarer Republik. Deutschlands erste Demokratie. Der SPIEGEL. Geschichte Nr. 5/2014. S. 123–127

Heinz-Günther BORCK (Hrsg.): Die Bestände des Landeshauptarchivs Koblenz Gesamtverzeichnis (= Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz Bd. 81). Koblenz 1999

Chronik der Bürgermeisterei und Gemeinden (1873–1933) mit Ergänzungen (hinterlegt im Archiv der VG Rüdesheim)

Ludger GREVELHÖRSTER: Kleine Geschichte der Weimarer Republik 1918–1933. Ein problemgeschichtlicher Überblick. Münster 2005

Till HEIN: Der Sprengsatz. In: Die Weimarer Republik. Deutschlands erste Demokratie. Der SPIEGEL. Geschichte Nr. 5/2014. S. 34–37

Rainer SEIL: Chronik der Verbandsgemeinde Rüdesheim. Idar-Oberstein 1998

Rainer SEIL: Die Verbandsgemeinde Rüdesheim und ihr Stellenwertim Kreis Bad Kreuznach. In: Jahrbuch 2017 Hunsrückverein. S. 180–186

Wilhelm J. WAGNER: Knaurs Bildatlas Drittes Reich. Augsburg 2001

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 6/2017

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

„Mit welchen Tüchtigen des Vaterlandes haben wir nicht diese Trümmer besucht“

Über Johann Heinrich Kaufmanns Wanderungen auf den Rheingrafenstein

VON JÖRG JULIUS REISEK, BAD KREUZNACH

Das Zeitalter der Romantik lockte in zunehmendem Maße ein Bildungsbürgertum nicht nur an den Rhein, sondern auch an dessen Nebenflüsse. Das Nahetal bei Kreuznach mit seinen von Wein begrünten Hügeln und dramatischen Felsformationen zog bereits im frühen 19. Jahrhundert Reisende an, die sich der Faszination dieser Naturkulisse hingaben. Der steil aufragende Rheingrafenstein und die darauf thronende Burgruine erfüllten alle Vorstellungen, welche die Romantik an Landschaft und Staffage stellte. So wurde der Rheingrafenstein Ausgangspunkt für schwärmerische Betrachtungen, bot er doch das ideale Ambiente, um Freundschaftskult und Poesie im Sinne der Romantik zu zelebrieren. Der bekannte Kreuznacher Poet und Handelsmann Johann Heinrich Kaufmann (1772–1843) gehörte zu dem ortsansässigen Personenkreis, der den Felsen für diese Zwecke als Podium auserkor. Zur Begleitung gehörten nicht nur Verwandte und gleichgesinnte Freunde, sondern auch angereiste Zufallsbekanntschaften. Aus diesem Umfeld blieben literarische Erzeugnisse erhalten, die nähere Details mitteilen.

1805 beschrieb Kaufmann folgende Szenerie:„Auf den Ruinen des Rheingrafensteins gelagert, bei dem großen Anblick der untergehenden Sonne [...] Dies weckte die Mädchen zum Aufbruch und heitere Gespräche begannen; sie lebten in alten Geschichten und zeigten im Gehen manches. Die Felsen, die Waldung, das Nahthal, das klare geschwätzige Quellchen, der Bach im beschatteten Thale, sind Zeugen entflohener Freude. Schon funkelten freundliche Sterne; man schiffte von seeligen Tönen gehoben, im traulichen Dunkel und brachte den Himmel im Herzen zur irdischen Wohnung zurück.“[1]

Während der Ausflüge konnte die Stimmungslage mitunter umschlagen und tragische Momente annehmen, wie ein unbekannter Autor 1826 dokumentierte: „Der Abend war angebrochen; wallende Nebelstreifen zogen über die Ebene; wir stiegen, oder glitten vielmehr, uns von Zweig zu Zweig erfassend, die Brust von wundersamen, aus Vergangenheit und Gegenwart gemischten Gefühlen geschwellt, den Berg an seiner steilsten Seite ins Thal hinab, wo wir einige Augenblicke unter der Eiche einem Lieblingsplätzchen Kaufmanns, an dem ihm die Muse einige seiner lieblichsten Gesänge entlockte, verweilten. Dann wanderten wir durch die Salinen, längs der Nahe, nach Kreuznach zurück. Plötzlich machte unser Naturdichter Halt, schaute mit unaussprechlich wehmüthigem Blicke in die Flut hinab, und lang verhaltene Thränen drängten sich aus seinen Augen, der Strom hatte ihm vor einigen Jahren einen hoffnungsvollen Knaben aus dem lieben Kreise der Seinigen entrissen …“[2]

Philipp Adam Storck wurde Augenzeuge roher Verhaltensweisen, die das Publikum zur Belustigung durchführte: „Es hatte sich vor und nach eine große Gesellschaft auf dem Wolkenstürmer, dem Rheingrafenstein, zusammengefunden [...] Gesang und Gelächter erhob sich, ungeheure Steine wurden von der Zinne herabgelassen, welche stürzten, sprangen, polterten, und grausig erst nach geraumer Zeit in die Nahe kamen. Die jüngeren Mannspersonen klommen auf die Art, wie man in den Pyramiden hinauf steigt, auf schmalen Tritten, hinauf auf die Kuppe, die man die Kegelbahn nennt, und lachten der Furcht der unten Gebliebenen. Da erzählte ein Kreuznacher die Geschichte von Ritter Boos von Waldeck ...“ Auch der nachfolgende Absatz soll hier nicht vorenthalten werden: „Auf dem nahe am Rheingrafenstein gelegenen Pachthof, wo gewöhnlich die sentimentalen Wanderer ihr Frühstück zu nehmen pflegen fanden wir wahrhaft patriarchalische Wirthschaft: keinen Kaffee, keinen Zucker, und keine Tassen. Das Material zu dem edlen Getränk […] wurde aus den Strickbeuteln der Frauenzimmer herausgeholt, gebrannt, gemahlen, und aus zinnernen Suppentellern genossen. Ueberhaupt ist in der Pfalz der Kaffee noch nicht so allgemein unter den Bauersleuten, wie in Westfalen.“[3]

Die zwei folgenden Wanderbilder von Elise Bürger und H. F. Kaufmann warten mit mannigfaltigen Details auf. Sie entstanden im frühen 19. Jahrhundert, als das Rheingrafensteingebiet noch nicht erschlossen war und die Besucher in eine wahre Wildnis vordringen mussten. Ausflüge auf den Felsen konnten, bedingt durch die örtlichen Gegebenheiten und plötzlich einsetzende Unbilden der Natur, abenteuerlich ausfallen. Mitunter endeten sie sogar tragisch. In diesem Zusammenhang verweise ich auf W. O. von Horns Frühwerk „Bilder aus dem Nahe-Thale“, [4] welches eine lesenswerte Beschreibung der Örtlichkeit und eine Einführung in die Geschichts- und Sagenwelt enthält (S. 47–62). Weitere Beispiele, in Tagebuch- und Romanform gehalten, finden sich in den beiden Kreuznacher Lesebüchern, die der Verein für Heimatkunde e. V. vor einigen Jahren herausgab.

Mehr über Kaufmann finden Sie in der Publikation „Der Kreuznacher Johann Jacob Beinbrech (1799–1834). Bürger. Kaufmann. Spaziergänger.“ von Franziska Blum-Gabelmann. Das 4. Kapitel behandelt zudem die Bedeutung von Reisen, Wanderungen und Spaziergängen im alten Kreuznach. Gudrun M. Königs Monographie „Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs“ empfehle ich Interessierten als übergreifende Lektüre, [5] in der die Entfaltung bürgerlicher Fortbewegungsgewohnheiten im Rahmen der gesellschaftlichen Umbrüche untersucht wird.

Elise Bürger: Ein Morgen auf dem Rheingrafenstein bei Kreutznach, 1823

Der Wiesenmarkt [Kreuznacher Jahrmarkt] hatte die Bewohner der Umgegend in Kreutznach versammelt, und ein lustiges Leben war los im Freien; die geschmückten Buden, die sich in ihrem Bezirk tummelnden Rosse, welche besehen und verkauft, die vielfachen Gaukeleien, die angeschaut wurden, die Speisezelte mit kräftig besetzten Gerichten, die abendliche Tanzlustbar-

keit, alles das war ganz angenehm zu betrachten, aber vergnügte doch nur auf kurze Augenblicke, durch Wirrwarr, Hitze und Stoßen, sehr verbittert. Allein meine lieben Freunde, der Handelsherr am Bächelchen [Johann Heinrich Kaufmann], der dichtend handelt, und handelnd dichtet; das liebe Schwesternpaar aus seiner Nachbarschaft; die heitere Luise, welche zarte und sinnige Worte in Reime bindet; die herzliche Familie K... [Buchhändlerfamilie Kehr] den ernst freundlichen Vater [Johann Ludwig Christian Kehr] an der Spitze, gaben mir am nächsten Tage einen Morgengruß, der alle Wiesenmarktfreuden weit hinter sich ließ, und der liebe Gott schickte das Wetter dazu, wie wir es eben brauchten!

Vor sechs Uhr waren wir auf dem Wege; die freundliche Gegend lachte uns Stellenweise mehr oder weniger an, und die Gespräche wechselten über nahe und ferne Gegenstände der Literatur und Kunst; über hinüber gegangene und mitlebende Männer und Frauen, deren Namen vor Andern gekannt und gepriesen wurden; über die Schönheit und Schöpfung, die an so manchen Punkten unsrer bewohnten Erde hervorstrahlend, den Reisenden erfreut; und auch über unsere eigene Seh- und Fühlweise, wurde manches offene Wort ausgesprochen. Endlich waren wir auf der Höhe des Rheingrafensteins, und die Aussicht, die fern und nah sich bietet, ist hochanmuthig, wildromantisch und zauberischlachend zugleich. Wie viele, der Erinnerung aus den verflossenen Jahrhunderten werthe Stellen, sahen wir hier, neben, vor und unter uns vereint!

Die Geschichten der alten Pfalzgrafen am Rhein, die zu Simmern residierten, und hier die merkwürdigsten Momente der Zeit verlebten, davon der Pfalzgrafensprung auf späte Enkel die Sage brachte, die Kauzenburg, die Heidenmauer, machen Kreutznach sehr anziehend für den Geschichtsforscher. Wir ließen die alten Herren Ritter in ihren derben Gestalten und ihren eisernen Rüstungen, nicht als Schattenbilder, sondern recht lebendig vor uns vorüberziehen, denn die himmlische Morgenluft hatte unserer Phantasiekraft einen ungewöhnlichen Schwung gegeben, den wir zu nützen wußten. Alles kam uns vor als selbst gelebte Zeit, wie tief es auch hinter uns lag, und Stunden schwanden mit Flügeleile; wir lagerten uns auf dem schönsten Punkt, und nahmen einen Morgenimbiß, dessen feinerer Gehalt uns freilich nicht ganz in jene Zeit zu passen schien, aber köstlich mundete!

Die Nahe, unter uns im Thal sich schlängelnd durch bebaute Ufer, strömte dem Rhein zu, in dessen Bergwein wir eben Ritter Franz von Sickingen und seine wackern Zeit- und Streitgenossen hoch leben ließen, und einige vom Wind der Ruine entführten losen Steine, schienen uns einen Gegengruß herabrollend zu geben. Mathisson, Schiller, Bürger, Göthe, Körner, La Motte Fouqué, würzten uns unsichtbar das freundliche Morgenmahl, denn Aller wurde gedacht, und Stellen aus Gedichten von ihnen gesprochen, wie sie uns, bei diesem und jenem Anlaß, passend einfielen. Wie ist es doch herrlich so zu schreiben, daß die eigenen Gedancken, in gediegene oder liebliche Worte gefügt, sich unverlöschlich einprägen in'sGedächtniß des Gemüths wie des Geistes anderer, und wieder herausspringen aus demselben bei der magischen Berührung, welche die Funken entzündet aus Blicken oder Worten der uns verwandten Seelen, die wir auf dem Lebenswege begegnen, und mit denen wir nun einerlei Gefühle teilen, so daß gleichsam Ringe in Ringe greifen, bis sich alle im Schlußring auf ewig vereinen!

Romantisierte Ansichten des Rheingrafensteins. Lithographien von David Levy-Elkanaus: Souveniers Artistiques de Creuznach. Kreuznach: Pütz, 1861. Foto: HWZB

Die heißglühende Sonne, welche die Landschaft zu grell zu firnisen begann, mahnte uns zum Aufbruch; aber wir trennten uns nicht von dem Freudepunkt, ohne noch Gott zu loben aus vollem Herzen! Dann eilten wir der Saline zu, die in ihrem dunkeln Buschwerkrahmen uns gastliche Schatten bot, und unter des großastigen Baumes, Kühlung fächelnden Zweigen sitzend, entspannen sich neue sinnige Gespräche, die sich den frühern anschlossen, und, obgleich nun die Gesellschaft größer geworden war, durch die dort wohnenden Frauen, so verlor sie nicht an innerem Zusammenhang, sondern gewann vielmehr an Reiz und Mischung. Wenn man glücklich genug ist, auf Reisen von Guten und Sinnigen an Gute und Sinnige gewiesen zu werden, so genießt man die Quintessenz des Lebens in köstlichen Tropfen, die gleichsam aus der Himmelshöhe herab unsere Lippen berühren, und Balsam werden für jede Wunde, die das gemeinere Treiben in uns zurückläßt. Lernt man, ob auch nur auf Tage oder Stunden, gleichbesaitete Herzen kennen, so geht man mit jedem solcher Bekannten eine eigene Melodie des Herzens durch, deren Grundtöne sich dann wieder in einen großen Akkord vereinen, und eine tausendstimmige Musik zum Lobe Gottes, bricht wiederum aus ihm hervor, und bleibt, wie auch Länder und Meere die Menschen trennen, in den Geistern fest haftend, weil der reine Klang, auch wenn das Herz im Tode bricht, noch ein Echo in uns bildet, welches dort vielleicht Engelstimmen wieder als Thema auffassen für neue Gesänge, denn „Was Heiliges uns hier geklungen, Wird dort noch schöner fortgesungen!"

Quelle: [Bürger, Elise]: Lilien-Blätter von Theodora. Offenbach 1823. S. 164–168 (Digitalisat: google.books.de)

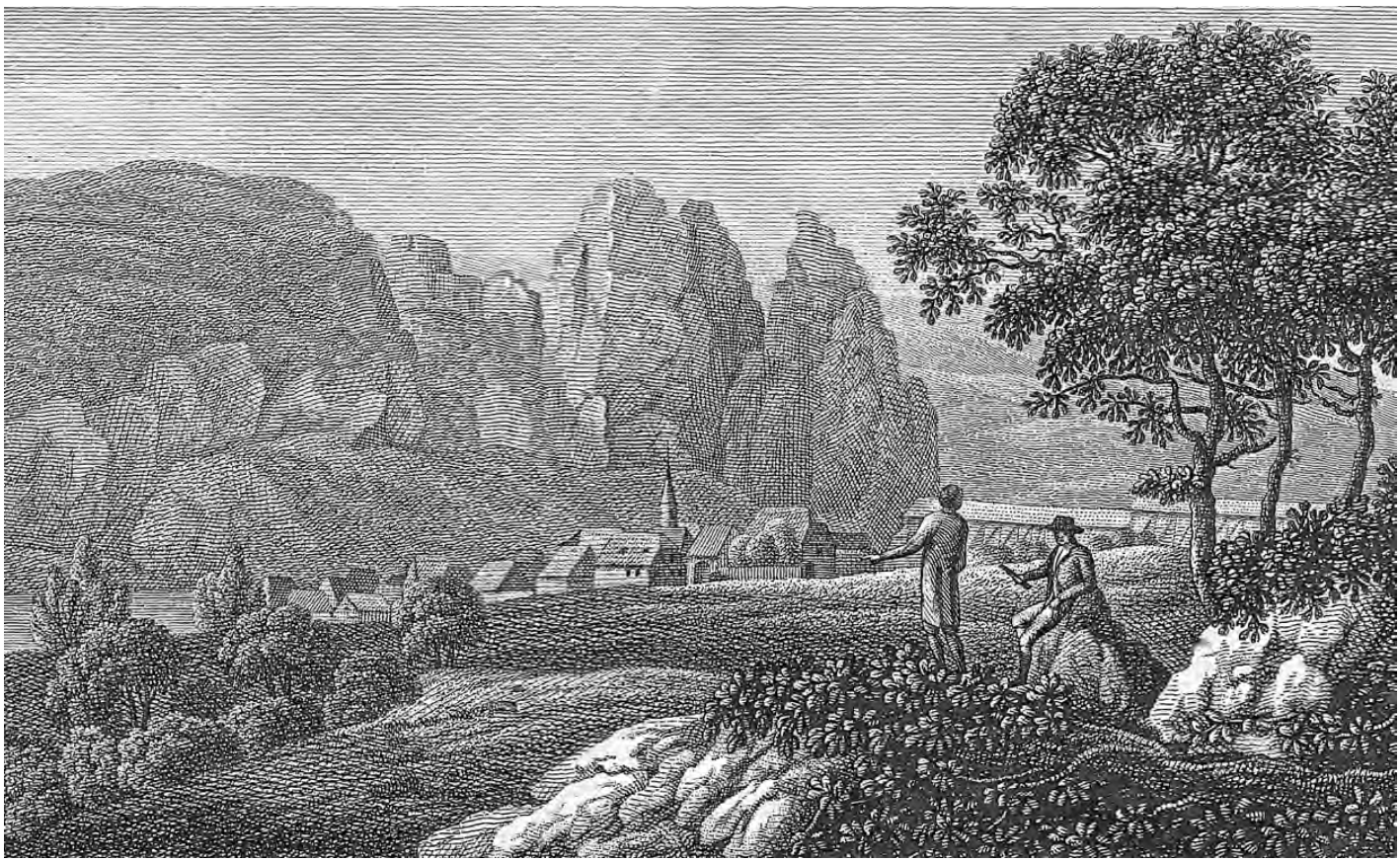
Marie Christiane Elisabeth „Elise" Bürger (1769–1833), dritte Ehefrau des Dichters Gottfried August Bürger, veröffentliche 1823 die vorstehende Beschreibung ihrer Wanderung auf den Rheingrafenstein. Sie war eine erfolgreiche Schauspielerin, die auch schriftstellerisch tätig war. Nach ihrer Scheidung trat sie als Declamatrice (Rezitatorin) und plastisch-mimische Darstellerin im deutschsprachigen Raum auf. Diese Profession führte sie vermutlich auch in die Nahestadt, in der sie mit einigen Bürgern in engeren Kontakt kam. Die Subskribenten-Liste der „Lilienblätter" bringt uns einige Namen näher: Neben dem Dichter Johann Heinrich Kaufmann und den Mitgliedern der Familie Kehr finden sich Fräulein Luise Fuchs und Fräulein Charlotte Schmedes, die in der Löwenapotheke wohnte, aufgelistet.

Johann Heinrich Kaufmann: Der Rheingrafenstein bei Kreuznach.Ein romantisches Wanderbild, 1825

Wenn ein Wanderer mit gesunden und wohlgeübten Sinnen über Kreuznachs Nahbrücke schreitet, so bleibt er unwillkührlich stille stehen, und schaut Strom auf- und abwärts; denn es liegen Landschaftsparthien vor ihm, die in ihrer Lieblichkeit gewiß ein malerisches Auge erfreuen können.

Ober dieser schönen Punkten liefert der Rheingrafenstein und seine Umgebung die großartig pittoreske Parthie; und man eilt diesem kühnen Wolkenstürmer, wie ihn Maler Müller so passend nennt, mit sehnsüchtigem Verlangen entgegen.

Der beste Weg führt über das Brückenthor hinunter, der alten gothischen und der neuen Pauluskirche vorüber, auf die freundliche Halbinsel oder der Brücke, die der Frühling mit reichen Blütenbäumen und Nachtigallen beschenkt hat, an dem weinreichen Kautzenberg, seinen Burgruinen und seinem Tempel vorbei, nach Karls- und Theodorshalle.



Das Dorf Münster mit dem Rheingrafenstein. Kupferstich von Heinrich Bruhl aus „Vaterländisches Taschenbuch", 1805 Foto: HWZB

Aus diesem freundlichen und reichen Salinenthal voll schöner Landhäuser, hängender Gärten, Waldhöhen und Steinmassen und dem sich mäandrisch windenden Strome entlang kommt man an eine steinerne Teichbrücke, und sobald die Wandelnden den schroffen Steinfels rechts, und über dem Strom die hohe Gans links mit einer Schweizerempfindung erblickt haben, zeigt sich dem Auge ein liebliches Thal und in dessen Hintergrunde die alte Ruine der Ebernburg, der Veste des kühnen Ritters Franz von Sickingen.

Unter den Gesprächen über diesen Heros, und in der wehmütig dankbaren Erinnerung an seine Schützlinge, Ulrich von Hutten, an Oecolampadius, Schwebel, Aquila, Bucerus und Andere, die Unterhalt, Schutz und Pflege bei dem edlen Ritter fanden, tritt plötzlich der riesenhafte Rheingrafenstein hervor. Wir gelangen, zwischen der Nahe und dem Salinenteich wandelnd, in das freundliche Münster am Stein. Ein Quellchen von hohen Pappeln umgeben, gewährt uns Labung und Ruhesitz; und die neuen Weinbergsanlagen des Inspektor Schnoedt, auf welche ein sehr bequemer Steeg führt, gewähren uns den imposanten, malerischen Anblick dieses schönen und fruchtbaren Thales.

Wir wandeln unter und über den Gradirhäusern hinweg, und stehen plötzlich vor dem gigantischen Zwillingsfelsen. Groß wirkt der Totaleindruck, während wir die Musik eines nahen Wasserfalls vernehmen. Lange lassen wir, stumm im Anblick versunken, den Naturgeist auf uns einwirken; dann wird ein Nachen bestiegen, um überzuschiffen und die phantastischen Felsen zu erklimmen.

Am Fuße der Thalschlucht Kehrenbach, die ein Kreuznacher würdig besungen hat [Maler Müller], ruhen wir auf sinnvoll angeordneten Terassen aus, und öffnen die erste Flasche; denn ein solcher Anblick fordert es, durch eine Libation [Trankspende für Götter] der großen Freudespenderin zu denken. Wir betrachten nur kurze Zeit die reichen Umgebungen und den malerischen Rothenfels; dann geht es allmählig aufwärts. Nach Erklimmung des Felsens stehen wir in den Ruinen und blicken in die fürchterliche Tiefe. Unbegreiflich ist die Anlage dieses Grafensitzes. Man glaubt Geister oder die Vögel des Himmels müßten dem Baumeister geholfen haben, so kleben die unerschütterlichen Reste auf ihren 500 Fuß hohen, senkrechten Felsen und schauen in's Nahthal.

Wir thun ein Gleiches und durchblicken gegen Morgen perspektivisch die Schlucht, wo sich die Stadt und der Nahgau zeigt; gegen Abend und Mitternacht sehen wir die Vesten Ebernburg, Kronenburg [Altebaumburg], Moschel-Landsberg, die Alsenz aufwärts, welche sich bei Ebernburg in die Nahe ergießt; das Nahthal aufwärts erblicken wir blühende Saatfelder, Weinhügel und stattliche Dörfer; die Aussicht schließt sich mit dem Sohn- [Soon] und Hochwalde. Gerade hinter dem großartigen Rothenfels, einer senkrecht von der Nahe aus sich erhebenden Felswand, zeigt sich das große Dorf Hüffelsheim, das einst hier auf diesem Sitze durch den Freiherrn von Boos-Waldeck mit einem tüchtigen Trunke gewonnen ward; und obschon der Hochwohlgeborne nach dem Genusse den Geist aufgab, so lallte er doch noch sterbend: „Ich hab's nicht für mich, sondern für meine Kinder gethan."

Schreiber dieses [dieser Zeilen] hat das große Glas und die Urkunde über diesen Vorfall in dem Archiv zu Dhaun selbst in Händen gehabt, und später auch aus diesem Glasstiefel getrunken. Jetzt ist dieses Wunderglas Eigenthum des Kaufmanns Karsch in Kaiserslautern, der es vielleicht um ein Billiges in einer größere Sammlung abgibt.[6]

In einem der Gewölbe dieser Ruine lebte lange ein frommer Sänger mit seiner Harfe, und besuchte als Minstrel [Minnesänger] die umliegende Gegend. Kam frohe Gesellschaft, so begrüßte er sie mit kleinen Kanonen, und heilte die Erschrockenen gleich wieder mit Harfentönen und lieblichen Gesängen. Noch leben seine Kinder in der Gegend, an Landleute verheirathet.[7]

Mit welchen Tüchtigen des Vaterlandes haben wir nicht diese Trümmer besucht; wer nennt die Namen Aller, die hier gestanden haben, stumm und gerührt? Sollte ich Einen nennen, es wäre eine Hintansetzung aller Übrigen. Es ist nicht das erstemal, daß mitten in der höchsten Fülle eines großen Eindrucks sich das Herz zum elegischen [klagenden] Schmerz hinneigt; man verzeihe mir daher auch diese Abweichung, und wandle mit uns weiter.

Bergan, durch Birken und junge Buchen, links Steinmassengebröckel, rechts das üppig grünende Thal der Kehrenbach, von einem Bächlein durchrauscht, welches mit einem Wassersturz endigt.

Nun sind wir auf dem Hofhause [Schloßgut] angelangt, und erfrischen uns mit dem, was die Bewohner zu reichen vermögen. Jeder ist befriedigt, und ruht in dem Genusse der schön durchlebten Stunden. Von hier wandern wir nach einer nahgelegenen Felskuppe, die Gans genannt, wo sich die Aussicht viel schöner und reicher öffnet, als auf dem Rheingrafenstein, denn vor uns liegt in bezauberndem Lichte die herrliche Landschaft bis zum Taunus und der Bergstraße, über den Hunsrück weg fast zu den Voge-

Die Ruine Rheingrafenstein mit Blick auf die Ebernburg. Stahlstich von Payne nach einer Vorlage von H. F. Kaufmann, 1853 Foto: HWZB

sen, zur Rechten die Waldung des Hardtberges, von röthlichen Felsen umfaßt, und von uns durch den Fluß getrennt.

„Hier schmeckt ein Gläschen," sagte mein geliebter Theodor, und der Kork flog von der Flasche. „Erst dem großen Geiste, und dann den Heroen des Vaterlandes!" Keiner versagte den Trank, und Begeisterung glänzte im trauten Kreise. Ein Blick auf die herrlichen Ruinen der Kronenburg und Ebernburg, lösete die Zungen*). Mit welchem Feuer sprach man über Franz von Sickingen; er war der guten Sache Ritter, und seine Burg war „die Herberge der Gerechtigkeit". Wenn man bedenkt, wie diese großen Menschen hier lebten und wirkten, und mit ihrem Wahrheits- und Heldensinn ganz Deutschland bewegten, so schlägt das Herz in hoher Begeisterung und man schwört, wie sie, nur seiner Pflicht und dem Vaterland zu leben.

Anmerkung des Verfassers*) Im vorigen Jahre fand ich auf der Ruine Ebernburg einen Thorstein, worauf folgende Schlußzeilen standen: **„Doch begehr ich nie was Uebels zu thon, Zur Noth wird mir der Herr beistohn."** Auch ist noch das Sickingen´sche Wappen an mehreren Orten mit verschiedenen Jahreszahlen zu sehen."[8]

Quelle: Kaufmann, Johann Heinrich: Rheinische Klänge und Wanderbilder. Neuere Gedichte und prosaische Aufsätze. Koblenz: Kehr, 1834. S. 7–13, stark gekürzt (HWZB)

Der Erstdruck erschien in: „Die Vorzeit. Ein Taschenbuch für das Jahr 1825", mit einer Widmung an Caroline Christine von Hundheim, die seit 1823 mit Andreas van Recum vermählt war. Die Fassungen von 1825 und von 1834 weichen leicht voneinander ab. Hierfür entlehnte und bearbeitete Kaufmann einige in antikem Versmaß (Daktylen) gehaltene Passagen aus seiner Dichtung„Kreuznach und seine Umgebungen. Ein Fragment". (Vaterländisches Taschenbuch. Kreuznach; Koblenz: Kehr, 1805.)

Anmerkungen:

[1]Vaterländisches Taschenbuch, S. 13 (HWZB)

[2]„Reise-Skizzen" in: Frankenthaler Wochenblatt. 1826, Nr. 26, S. 102

[3]Philipp Adam Storck: Darstellungen aus dem Preußischen Rhein- und Mosellande. Essen; Duisburg: Bädeker, 1818. S. 179–180

[4]W. O. von Horn: Bilder aus dem Nahe-Thale, oder malerische Darstellungen der interessantesten Punkte dieses Thales auf historischem Grunde mit den sich daran knüpfenden Volkssagen. Für Badegäste an Kreuznach's Heilquellen und Reisende. Kreuznach: L. C. Kehr, 1838. (in HWZB bzw. Digitalisat: dilibri.de)

[5]Gudrun M. König: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850. Wien; Köln; Weimar: Böhlau, 1996. (in HWZB vorhanden)

[6]s.:Zepp, Eugen: Der „Ritterhumpen" von SchloßDhaun. (Bad Kreuznacher Heimatblätter, 1982,7); Polke, Johannes: Zum „Ritterhumpen" von SchloßDhaun. (Bad Kreuznacher Heimatblätter, 1982.11)

[7]Den singenden Harfenspieler findet man in der Literatur mehrfach erwähnt. Karl Wilhelm Justi fand 1804 auf dem Rheingrafenstein „die ehemalige Wohnung des Harfners, die Kapelle, die Frauenzimmerwohnung usw." vor (s. Kreuznacher Lesebuch 1, S. 17). Georg Friedrich Blaul hielt 1838 in seinem Reisebestseller „Träume und Schäume vom Rhein" (Kapitel Kreuznach) weitere Einzelheiten fest: „Ehe wir vom Rheingrafenstein herabstiegen, mußte die Harfnershöhle besucht werden. Diese kleine Vertiefung in dem Felsen, in der kaum zwei Personen gehörig Raum haben, liegt etwas tiefer, als die Ruinen, lothrecht über der Nahe, und der Felspfad dahin ist kaum mehr als einen Fuß breit. Wer durchaus dahin will – was für die meisten ein thörichtes Wagstück ist – thut am besten, sich mit dem Gesichte gegen den Felsen zu kehren, um nicht in die Tiefe schauen zu müssen, bis er festen Fuß faßen kann. – Den Namen Harfnershöhle hat diese Stelle von einem Harfner, der in früherer Zeit an jedem Abende hier saß und Sang und Saitenspiel in das wilde Felsthal hinaustönen ließ. In Münster am Stein und in der Umgegend sollen noch mehrere seiner Enkel wohnen."

[8]s.: Nikitsch: Die Inschriften des Landkreises Bad Kreuznach. Nr. 304

Korrektur zu der letzten Ausgabe „Eine kritische Reflexion zweier Beschreibungen des Amtes Rüdesheim aus den Jahren 1930 und 1937": Das letzte Bild zeigt fünf Straßenwärter in Weinsheim in den 30er-Jahren: Bei dem Rechten handelt es sich um Franz Steinbach und nicht um Franz Steitz. Danke an Herrn Armin Steinbach, den Enkel des Abgebildeten, für den Hinweis.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 7/2017

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Kur und Kunst

Brunnenfiguren aus dem Cauer-Atelier und eine norddeutsche „Verwandte“ der Bad Kreuznacher „Wasserträgerin“

VON ANJA WEYER M.A., BAD KREUZNACH

Zum 200-jährigen Kurjubiläum sind bereits einige Artikel erschienen, die sich mit der Person Priegers, aber auch mit Ausflügen der ersten Gäste befassten. Die Gäste kamen nicht nur, um Leiden zu kurieren, sondern waren auch sehr am gesellschaftlichen Leben und Umgang interessiert. Dazu zählten neben Konzerten und Theateraufführungen auch Ausflüge in die nähere Umgebung. Viele Gäste stammten aus dem Adel oder dem wohlhabenden und gebildeten Bürgertum. Sie hatten auch Interesse an bildender Kunst.

Diese Nachfrage wurde seit der frühen Zeit auch von der Familie Cauer bedient. Emil Cauer, der Stammvater der Künstlerfamilie, hatte sich 1832 in Kreuznach niedergelassen. Viele Jahre waren er und seine Nachfolger prägende Persönlichkeiten der Stadt. Sein Todestag jährt sich am 4. August zum 150. Mal.

Die Künstler befriedigten die Nachfrage nach „Souvenirs“ für jeden Geldbeutel: Zahlreiche Stücke zur Salonausstattung entstanden aus Marmor, aber auch aus der von ihnen neu entwickelten sogenannten „Elfenbeinmasse“ („Cauermasse“): Werke aus diesem Material, das in Formen gegossen wurde, waren nicht nur leicht zu reproduzieren und daher preiswerter, sondern auch gut zu reinigen, wie Emil Cauer selbst betonte und darin einen (für die Hausfrau sicher nicht zu unterschätzenden) Gesichtspunkt bei der Vermarktung sah. [1] So fanden die Werke eine weite Verbreitung. Einige Beispiele mit Themen z.B. aus der Sagen- und Märchenwelt, der Literatur und der antiken Mythologie sind heute im „Schloßparkmuseum“ im „KulturViertel“ in Bad Kreuznach ausgestellt.

Aber nicht nur die Ausschmückung des entfernten Zuhauses der Kurgäste entstand in den Ateliers der Künstler. Die einzelnen Mitglieder schufen auch Werke zur Verschönerung der Kureinrichtungen: Am bekanntesten sind die im Folgenden beschriebenen drei Werke, die ebenfalls heute im „Schloßparkmuseum“ in Bad Kreuznach zu bewundern sind und dort eine neue „Heimat“ gefunden haben, nachdem ihre alten Aufstellungsorte umgebaut oder zerstört worden waren.

Bei allen dreien handelt es sich um anmutige junge Damen, die als Badende oder Quellnymphe wie in der antiken Kunst unbekleidet dargestellt sind.

Die erste ist eine **„Quellnymphe“**, die die „Elisabethenquelle“ beschützte und über sie wachte. Die sogenannte „Undine“ von Robert Cauer d.Ä. (1831–93) entstand 1872 in Rom und wurde von der Stadt Kreuznach für die Ausschmückung der Brunnenhalle erworben. Sie ist auf dem Sockel als „Undine“ bezeichnet, signiert und datiert und wurde aus der erwähnten „Elfenbeinmasse“ geschaffen. Nach Renovierung erstrahlt sie in neuem Glanz und ist auf der folgenden Abbildung an ihrem heutigen Standort im Museum zu sehen. [2]

Eine junge Frau, eine Nymphe, mit offenem über den Rücken fließendem Haar lehnt locker an einem von Pflanzen bewachsenen Felsen über dem Wasser (das man sich hier dazu denken muss). Ihren unbekleideten Körper bedeckt sie leicht mit einem Tuch, das die linke Hand in einem Bausch vor der rechten Brust fasst und das wie ein Wasserlauf über ihre Beine abwärts fließt. Den Kopf dreht sie über die linke Schulter seitwärts und lässt den rechten Fuß auf einem Delfinkopf ruhen, der nach antikem Vorbild mit breitem Maul und hervortretenden Augen gebildet ist und seinen Leib mit elegantem Schwung erhebt. Dieses Natur- und Mythenwesen herrscht mit ruhiger Umsicht über die kostbare Quelle, deren Personifikation sie verkörpert. Im umbauten Raum der technisch gefassten und erforschten Quellen erinnert sie an die freie Natur und die höhere Herkunft dieses kostbaren Geschenks. So spricht sie über den ästhetischen Reiz hinaus vielleicht auch andere unbewusste Sehnsüchte der Trinkenden an nach Schönheit und Jugend, Gesundheit und vielleicht auch der „heilen“ Sagen- und Märchenwelt.

„Undine“ von Robert Cauer d.Ä. im Schloßparkmuseum Bad Kreuznach. Foto: Anja Weyer

Innenansicht des Radoninhalatoriums mit der „Wasserschöpferin“ von Emil Cauer d.J.
Quelle: Kreismedienzentrum

In ähnlicher natürlicher Umgebung erscheint die anmutig kauernde **„Wasserschöpferin“**, die um 1900 von Emil Cauer d.J. (6. August 1867 – 13. Februar 1946) geschaffen wurde und ursprünglich im heute zerstörten Radoninhalatorium stand.

Sie kniet auf einem Felsenstück mit angedeuteter Bewuchskante und beugt sich hinab zu der Quelle, die man sich dazu denken muss. Das linke Knie ruht auf dem Ufergrund während das rechte angewinkelte Bein den angewinkelten linken Arm stützt, wodurch eine anmutige leicht drehende Bewegung entsteht, die sich am besten im Umrunden erfassen lässt und immer neue Ansichten freigibt: Diese raumgreifende Bewegung zeigen oft Figuren von Tänzerinnen des Jugendstils. Ihre ganze Aufmerksamkeit gleitet in ihrem Blick den gestreckten Arm hinab zu der Muschel, mit der sie das kostbare Wasser schöpft. Sie strahlt durch ihre Konzentration eine große Ruhe aus. Es ist eine Szene voll Natürlichkeit: Die unbekümmerte unbekleidete junge Frau, der Felsen, die tiefer liegende Quelle und die Muschel lassen an eine Szene in der freien Natur denken, vielleicht eine aus der Mythologie und nicht an einen geschlossenen Raum mit den damals neuesten Therapien nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen: Dort blickte sie von ihrem erhöhten Podest in der

Brunnenanlage im Innenhof des Bäderhauses mit der „Wasserträgerin" von Ludwig Cauer, Mitte der 30er-Jahre. Quelle: Kreismedienzentrum

Mitte des Inhalatoriums herab. Diese anmutige Skulptur (Höhe 55 Zentimeter, Durchmesser 32 Zentimeter) wurde noch im Entstehungsjahr auf der Großen Berliner Kunstausstellung gezeigt. Für die große Nachfrage gab es Ausführungen in unterschiedlichen Materialien (Cauermasse, Bronze, Marmor, Alabaster). Einige Exemplare sind noch in Privatbesitz erhalten, zum Teil mit unbekanntem Ort., eine davon war auch im Besitz des Kaisers. [3]

Nur kurz soll ein weiteres Kunstwerk erwähnt werden: Die große **„Badende"** von Hugo Cauer (1864–1918): Sie ist auf der Plinthe signiert. Nach der Information am Objekt entstand der weibliche Akt zwischen 1900 und 1910 und wurde für das Foyer des Bäderhauses angekauft Die etwas überlebensgroße Standfigur in leichter Stand-Spielbeinstellung hat einen Arm auf der Hüfte abgestützt. Sie ist in Teilen nicht ganz ausgearbeitet. Heute kann sie im Cauersaal des Museums betrachtet werden. [4]

Vor allen anderen zum Symbol des Kurbades avancierte aber eine Plastik von Ludwig Cauer: Die **„Wasserträgerin"**. Daher wird auf sie etwas ausführlicher eingegangen. Sie schmückte früher einen Brunnen im Innenhof des Bäderhauses und steht heute im „Schloßparkmuseum" im Raum zur Bädergeschichte.

Die junge Frau ist in vorsichtiger Schrittbewegung wiedergegeben. Der unbekleidete Körper lässt eine leichte Anspannung erkennen, da sie sich über eine flache Schale beugt, die sie in den angewinkelten Armen vorsichtig nach oben führt, um daraus zu trinken oder sich damit zu übergießen. Die Haare sind unter einem Tuch verborgen, dass turbanartig um den Kopf geschlungen ist und nur einen hochgesteckten Haarknoten freilässt. Die Augen sind halb geschlossen und die ganze Körperhaltung ist auf die erwartete Kur konzentriert. So strahlt die Figur trotz der leichten Anspannung Ruhe aus: Anders als die Wasserschöpferin, die zum Umrunden und Betrachten von verschiedenen Seiten einlädt, ist diese auf die Vorder- oder noch mehr die Profilansicht angelegt. So wird sie in ihrer einfachen klassischen Form auch als Symbol des Bades gleich erkannt und erschien so auch schon auf Prospekten des Heilbades. Hier ist also eine junge Nutzerin des Heilwassers dargestellt und keine überirdische Nymphe.

Der Schöpfer der Figur war Ludwig Cauer (28. Mai 1866 in Bad Kreuznach – 27. Dezember 1947 ebenda), Angehöriger der dritten Generation, ausgebildet von seinem Vater Carl Cauer in Rom und Berlin und unter anderem von Reinhold Begas. Er verbrachte auch zwei Jahre in London (1891–93). Die „Wasserträgerin" entstand zwischen 1890 und 92. Elke Masa erkennt in ihr eine stärkere Hinwendung zum Realismus in der Londoner Zeit nach Anfängen nach klassischem Vorbild, vermutet aber, dass diese Schöpfung noch in Berlin entstanden ist. Sie zitiert die Zeitschrift „Steinmetz und Bildhauer" von 1975, in der die Figur als eine „objektive reine Form" beschrieben wird. [5] Die Figur ist auf der Plinthe signiert, auch mit dem Namen des Gießers Martin Piltzing.

Außerdem nennt Frau Masa noch weitere „Schwestern" unserer Figur, darunter eine in Darmstadt, mit einer Perlenkette versehen, und eine Marmorfigur, eventuell mit Goldüberzug, in Privatbesitz in London, deren Verbleib unbekannt ist. [6]

Die Oldenburger Figur

Unsere Figur hat noch eine Verwandte: Sie steht im „hohem" Norden. Die Verfasserin war vor einigen Jahren am Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte in Oldenburg mit an der Vorbereitung der Ausstellung „Historismus in Nordwestdeutschland" beteiligt: Bei der Auswahl der Objekte zur Wohnkultur der Epoche im Magazin fiel mir eine „Bekannte" aus meiner Bad Kreuznacher Heimat auf: Es war eindeutig „unsere" „Wasserträgerin", hier als „Mädchen, eine Schale mit Wasser tragend" bezeichnet. Sie ist mit 74 Zentimetern etwas höher als das Bad Kreuznacher Exemplar und auch aus anderem Material: Hier wurde Carara-Marmor verwendet. Die schreitende vornübergebeugte Figur wurde hinter dem linken Bein mit einer Stütze versehen, die als Baumstumpf gestaltet ist. Sie ist detaillierter ausgearbeitet: Um den Hals trägt sie – anders als die Kreuznacherin – eine Perlenkette. Der Rand der Schale ist mit einem Ornamentfries verziert.

Die unbekleidete junge Frau mit dem „Turban" erinnert an die „Turquerienmode" des 19. Jahrhunderts: Das Interesse an der geheimnisvollen Welt des Orients beschäftigte sich auch gerne mit dem Motiv der „Odaliske", einer vorzugsweise unbekleidet oder nur mit dünnen Schleiergewändern bekleideten Haremsdame, an der sich die Phantasie der Herren entzündete: So fanden sich entsprechende Kunstwerke oft in den Herrenzimmern. [7] Möglicherweise hat auch die Oldenburger Figur eine solche Herkunft. Sie wurde von dem Kunstsammler Bernhard Rösicke wahrscheinlich in Berlin erworben. Der 1838 in Oldenburg Geborene lebte später in Berlin, wo er regelmäßig Ausstellungen besuchte und mit der Zeit eine umfangreiche Sammlung von Kunstwerken im Geschmack des wilhelminischen Zeitalters erstand. Er vermachte seine Sammlung 1910 dem Großherzog Friedrich August von Oldenburg, der sie später dem Oldenburger Staat übertrug. So konnte nach dem Wunsch des Stifters die Sammlung geschlossen erhalten werden und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. [8]

„Wasserträgerin" von Ludwig Cauer aus dem Landesmuseum Oldenburg. Foto: Sven Adelaide

Nun steht die Skulptur in einem der Salons des ehemaligen Großherzoglichen Schlosses, das heute das Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte beherbergt, als Beispiel des Einrichtungsgeschmacks einer früheren Zeit .

Für uns ist sie ein weiteres Beispiel für die weite Verbreitung beliebter Werke der Familie Cauer. [9]

Anmerkungen:

1) Emil Cauer über sich und Kreuznach in: Freckmann/Nestler-Zapp: Die Bildhauerfamilie Cauer, S.40.
2) Eine Abbildung des früheren Standortes in der Brunnenhalle ist bereits in der Märzausgabe der Heimatblätter im Beitrag von Herrn Dr. Vesper über Dr. Prieger und die Anfänge des Bades erschienen.
3) Masa, Elke: Die Bildhauerfamilie Cauer im 19. und 20 Jahrhundert. Berlin, 1989 S. 288–289.
4) Von Frau Masa wird sie unter der Bezeichnung „Sklavin" geführt und auf S. 210 näher besprochen.
5) Masa, S. 218.
6) Masa, S. 237.
7) Günther,E.: Die Faszination des Fremden. Der malerische Orientalismus in Deutschland (phil.Diss.) München 1990.
8) Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Oldenburg (Hrsg.): Sammler und Mäzen: Bestände aus Privatbesitz im Landesmuseum Oldenburg (Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, Bd.15), Oldenburg 1999.
9) Die Skulptur wurde im Rahmen der Reihe „Kunstwerk des Monats" im Landesmuseum Oldenburg vorgestellt und im Jahrbuch 2002 veröffentlicht. S.51–54.

Literatur:

- Bloch, Einholz, Simon, J.von (Hg.): Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786–1914 (Ausstellungskatalog) Bd.1. Berlin 1990. S.67.
- Freckmann, Klaus u. Nestler-Zapp, Angela (Hrsg.): Die Bildhauerfamilie Cauer. Schriftenreihe des Freilichtmuseums Bad Sobernheim, Nr. 17. Köln/Bonn 2000.
- Günther,E.: Die Faszination des Fremden. Der malerische Orientalismus in Deutschland (phil. Diss.) München 1990.
- Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Oldenburg (Hrsg.): Sammler und Mäzen: Bestände aus Privatbesitz im Landesmuseum Oldenburg (Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, Bd.15), Oldenburg 1999.
- Masa, Elke: Die Bildhauerfamilie Cauer im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, 1989.
- Weyer, Anja: Ludwig Cauer. „Mädchen eine Schale mit Wasser tragend." Kunstwerk des Monats April in: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg (Hrsg.) Jahrbuch 2002. Oldenburg 2003. S.51–54.

Noch ein Souvenir

Eine Vase im Landesmuseum Oldenburg mit Bildern aus unserer Heimat

VON ANJA WEYER M. A. BAD KREUZNACH

Auch dieses Objekt war Teil der Ausstellung „Historismus in Nordwestdeutschland“ als Beispiel des Kunstgewerbes und des Einrichtungsgeschmackes bzw. der Wohnkultur jener Zeit. Sie ist ein typisches Beispiel für das Neorokoko: Ab den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die Formen des vorangegangenen wieder „modern“ und wurden gerne zur Ausschmückung der Salons herangezogen. So zeigt auch dieses Objekt eine ausladend geschwungene Form mit den typischen Rocailleverzierungen, die dem Stil den Namen gaben und üppige Goldbemalung. Hauptzier sind zwei Landschaftsdarstellungen in floralen Kartuschen. Sie wurden mehrfarbig als Umdruck aufgetragen. Bei diesem Verfahren wird das Bild von einer gravierten Stahl- oder Kupferplatte mit keramischen Farben auf feuchtes Seidenpapier übertragen, dann wie ein Abziehbild auf das Objekt aufgetragen und anschließend eingebrannt. Dieses Verfahren ersetzte die teurere Porzellanmalerei und ermöglichte preiswerte Massenproduktion. Die Marke auf der Unterseite zeigt einen Adler und die Bezeichnung „SPM“ und verweist auf die Manufaktur von Friedrich Adolph Schumann in Berlin Moabit, wo die Vase zwischen 1855 und 1869 gefertigt wurde. Die Manufaktur wurde 1832 gegründet und bestand bis 1880. Als größte deutsche Porzellanfabrik ihrer Zeit war sie eine starke Konkurrenz für die Königlich Preußische Porzellanmanufaktur. Sie eroberte mit preiswerter Massenware einen großen Markt. Neben Geschirr zählten zu den Produkten auch Ziergegenstände, wie diese Vase mit dem Merkmal starker Vergoldung, die den beliebten Rokokonachahmungen ein repräsentatives Aussehen verlieh. [1]

Das Auge des Betrachters wird aber besonders von den zwei Ansichten angezogen, die die beiden leicht abgeflachten Schauseiten zieren. Auf einer Ansicht wird der Blick fast sogartig über eine steile Fluchtlinie in die Tiefe einer Straße einer Stadt gezogen, die von Giebelhäusern gesäumt ist. Zur eindeutigen Identifizierung des Ortes dienen die Gebäude darüber: Zwei kegelförmige Berge erheben sich über der Altstadtstraße. Sie sind von Burgen bzw. Ruinen gekrönt. Auf halber Höhe des vorderen erkennt man die Felsenkirche, das charakteristische Gebäude auch des heutigen Idar-Obersteins. Gezeigt wird der Zustand nach dem Brand des Schlosses Oberstein 1855, auf beiden Bergen sind Ruinen zu erkennen. Die Ansicht ist übertrieben schroff und dramatisch, ganz im romantischen Empfinden der Zeit.

Vase mit Ansicht Obersteins, Landesmuseum Oldenburg

Fotos: Sven Adelaide

Das Landesmuseum erwarb die üppig dekorierte Vase 1961 aus Privatbesitz. Die adelige Familie der Vorbesitzerin stand bis zur Revolution 1918 im Dienst der großherzoglichen Familie und hat die Vase vielleicht als Geschenk erhalten. Abbildungen dieses Ortes erfreuten sich in der Herrscherfamilie großer Beliebtheit. Dafür gibt es folgenden Grund: Auf dem Wiener Kongreß 1815 wurden die alten Herrschaftsgebiete auch für die Beteiligten nicht immer nachvollziehbar verteilt. So erhielt das Großherzogtum Oldenburg nicht etwa, wie erhofft, benachbarte ostfriesische Gebiete, sondern Hunderte Kilometer entfernte Ländereien im Naheland. Dieser Landstrich unterschied sich von seiner Landschaft, Geschichte und Kultur stark vom Kernland des neuen Herrschers. Weder Fürst noch Bevölkerung waren über diese Entwicklung sehr glücklich. Das Naheland war unter verschiedenen Herrschaften aufgeteilt, und die historische und kulturelle Einheit war zerrissen. Vom neuen Landesherrn, Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, ist die Äußerung überliefert: „Mit welchem Herzen soll man diese Leute von ihren Landsleuten trennen?“ [2] Er nannte das neue Gebiet nach einem der Hauptorte „Fürstentum Birkenfeld“, was es bis 1937 blieb.

Diesen neuen Regierungssitz in Birkenfeld zeigt nun die zweite Abbildung: Wieder führt ein Weg, dieses Mal eine Allee in die Tiefe des Bildes durch eine Parkanlage auf ein herrschaftliches Gebäude zu: Das Hauptgebäude im klassizistischen Stil mit Mittelrisalit umschließt mit zwei niedrigeren Nebengebäuden einen Ehrenhof. Die schlossartige Anlage wurde zwischen 1819 und 1821 nach einem Entwurf des Frankfurter Architekten Professor Johann Wilhelm Leonhard Brofft errichtet und war auch mit Appartements für den Großherzog bei Staatsbesuchen ausgestattet. [3]

Diese Ansicht, die das neue politische Zentrum zeigte, war wahrscheinlich die Hauptansicht. Die zweite zeigte eine typische und malerische Ansicht des neu gewonnenen Landstriches, der sich so sehr von der norddeutschen Landschaft um Oldenburg unterscheidet.

Großherzog Paul Friedrich August ordnetet die Gründung einer Kunstschule im damaligen Oberstein an, um die Arbeiter in der Edelsteinindustrie besser auszubilden. Durch Zeichenunterricht sollten vor allem die Goldschmiede die Fähigkeit für eigene Entwürfe erwerben.

Die vorgestellte Vase hat möglicherweise zu einer Serie gehört, die aus Anlass des 50-jährigen Bestehens des Fürstentums Birkenfeld hergestellt wurde. Dieses Ereignis wurde 1867 begangen.

Souvenir oder Präsent: Auf jeden Fall eine interessante Erinnerung an eine bewegte „Beziehungsgeschichte“ zu einem weit entfernten Landstrich.

Vase mit Ansicht des Birkenfelder Schlosses, Landesmuseum Oldenburg

Anmerkungen:

1) Leyen, von der S.71-86.
2) Klar, S.66.
3) Brandt, S.31-51.

Literatur:

- Brandt, H..Peter: Das Regierungsgebäude in Birkenfeld. In: Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld und der Heimatfreunde Oberstein. 54. Jahrgang, 11. Januar 1980. S.31–51.
- Klar, Hugo: Geschichtliche Grundlagen des Landkreises Birkenfeld. Birkenfeld, 1978. S.66.
- Leyen, Ulrich-Echter, von der : Die Porzellanmanufaktur Schumann, Schomburg und Schmidt zu Berlin Moabit im 19. Jahrhundert. In: Keramos, Heft 122, Oktober 1988. S.71–86.
- Weyer, Anja: Porzellanvase mit Ansicht von Idar-Oberstein. Kunstwerk des Monats September in: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg (Hrsg.) Jahrbuch 2001. Oldenburg 2002. S.89–92.
- Weyer, Anja: Eine Porzellanvase erzählt von der Geschichte. In: Heimatkalender Landkreis Birkenfeld, 49. Jg., 2004. Idar-Oberstein 2003.S. 219–221.

Ich möchte mich bedanken für die Unterstützung mit Bildmaterial bei Herrn Julius Reisek (Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek und Kreismedienzentrum), Herrn Marco van Bel (Schloßparkmuseum im KulturViertel Bad Kreuznach) sowie bei Herrn Dr. Reinbold und Herrn Sven Adelaide vom Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

BITTE AN DIE ÖFFENTLICHKEIT UM MITHILFE BEI DER KLÄRUNG DER VERHÄLTNISSE AM KREUZNACHER GYMNASIUM 1933-1945/1948

Bei den Vorbereitungen zum 200-jährige Jubiläum des ‚Gymnasiums an der Stadtmauer Bad Kreuznach' am 13. November .2019 spielt auch die schwierige Aufgabe eine Rolle, die Periode des ‚Dritten Reiches' (1933–1945) durch Befragung von letzten Zeitzeugen und Nachkommen der beiden damaligen Direktoren (Dr. Karl Post, 1918–1937/1940–1948; Dr. Martin Vaillant, 1937-1939) einer weiteren Klärung zuzuführen. In diesem Zusammenhang wird die interessierte Öffentlichkeit gebeten, bei der Beantwortung der folgenden Fragen mitzuhelfen:

1. Wer kann noch Angaben zu schulisch wichtigen Ereignissen am Gymnasium bzw. ‚Deutscher Oberschule' während des ‚Dritten Reiches' machen (z.B. Bücherverbrennung 1933; Übergriffe auf ‚Außenseiter' 1933–1944; schulpolitische Haltung der Direktoren Dr. Karl Post 1933–1937/1940–1948 und Dr. Martin Vaillant 1937-1939 sowie des Lehrerkollegiums insgesamt; Details zur Flakhelferzeit mit auswärtigem Notunterricht 1943-45; incl. bemerkenswerte Schulereignisse in der frühen Nachkriegszeit 1945–48)?

2. Wer kann noch Angaben zu Oberschülern am Kreuznacher Gymnasium bzw. ‚Deutscher Oberschule' zwischen 1933 und 1938 machen, bei denen ein oder beide Elternteile jüdischen Glaubens waren, ggfs. auch mit zusätzlichen Hinweisen zum Familienhintergrund und weiteren Begleitumständen?

3. Wer kann noch Angaben zum genauen Datum der von den NS-Behörden erzwungenen Auflösung des Kreuznacher ‚Wissenschaftlichen Vereins' (etwa 1935) machen?

4 Wer verfügt noch über schriftliche Lebenserinnerungen oder entsprechende Unterlagen, Materialsammlungen o.Ä. von Vorfahren über die Verhältnisse in der damaligen Zeit am Kreuznacher Gymnasium bzw. ‚Deutscher Oberschule'?

Kontaktadresse (mit Zusicherung persönlicher Diskretion):

PD Dr. Udo Reinhardt, Weyersstraße 4, 55543 KH (Telefon 0671/282 41; E-Mail: ugreinhardt@t-online.de).

Neu auf dem Büchermarkt der Heimat – Ein liebenswertes Buch über eine liebenswerte Stadt

VON DR. HORST SILBERMANN, BAD KREUZNACH

Nach der 2015 erschienenen profunden Meisenheimer Stadtgeschichte des Hamburger Historikers Udo Salomon folgt nun 2017 ein Buch über die Stadt am Glan, das von gänzlich anderer Machart ist und im Folgenden vorgestellt wird.

Werner Keym: Meisenheim. Malerische Impressionen aus historischer Zeit.

Herausgegeben von der Stadt Meisenheim. 1. Auflage. Meisenheim 2017. Gebunden, Hardcover, Format 17,5 x 24 cm. Umfang: 96 Seiten. Preis: 9,80 €. Bezugsquellen: die Tourist-Informationen in Meisenheim, Bad Sobernheim und Bad Kreuznach sowie die Meisenheimer Buchhandlungen.

Das von Altbürgermeister Werner Keym und seinen Mitarbeitern vorgelegte neue Buch über Meisenheim ist ein Werk ganz besonderer Art. Es überfällt den Leser nicht mit faktengespickten Textseiten, sondern lässt ihm Zeit, sich entspannt seinem Thema anzunähern. Auf eine erste „Liebeserklärung" des Verfassers an das „Kleinod am Glan" (S. 6) folgt unter dem Titel „Sehenswert" auf 61 Seiten ein Bildteil mit 41 meisterlichen, teils doppelseitigen Fotos des renommierten Fotografen Moritz Attenberger. Beginnend mit Naturimpressionen aus dem Meisenheimer Umland führen und verführen die atmosphärisch dichten Aufnahmen den Betrachter ohne störende Bildunterschriften hin zu den malerischen Gassen, Winkeln und Gebäuden der Stadt mit ihrem spätmittelalterlichen Flair (S. 7–67). Wie von selbst stellt sich der Begriff „Entschleunigung" ein, will man den Spaziergang durch diese Bildseiten charakterisieren.

Ausschnitt aus dem vorderen Umschlagbild.

Der sich anschließende Teil „Lesenswert" (S.68-96) enthält – ohne inhaltlich überladen zu sein – die nötigen Informationen über die Stadt. Ein kleines Kabinettstück gelingt dem Verfasser, wenn er S. 68/69 die wichtigsten Fakten „Zu Meisenheims Geschichte und Stadtbild" auf zwei Druckspalten zusammenfasst. Auch der Textteil ist reich bebildert mit 55 Farbfotos von Dorothea Didlaukies, Patric Dressel, Roswitha Kexel, René Nolte und Timo Volz.

Auf den Seiten 70 bis 85 werden, ausgehend vom spätgotischen Juwel der Schlosskirche, in Bild und Text 25 sehenswerte und historisch interessante Gebäude Meisenheims vorgestellt und einem „Historischen Stadtrundgang" zugeordnet. Ihre Lage ist anhand einer klar gestalteten „Übersichtskarte" (S. 86/87) gut zu ermitteln, so dass sich der Rundgang leicht nachvollziehen lässt. Dem Panorama-Weg, der sich oberhalb des rechten Glanufers durch den Stadtwald zieht und immer wieder großartige Ausblicke auf Meisenheim eröffnet, ist eine eigene Doppelseite (S. 88/89) gewidmet. Die textlichen Erläuterungen zu den Meisenheimer Sehenswürdigkeiten beschränken sich auf das Wesentliche und sind in einer angenehm zu lesenden, unangestrengt-sachlichen Sprache abgefasst.

Ausschnitt aus dem hinteren Umschlagbild.

Auf eine zweite Liebeserklärung (S. 90), in deren Mittelpunkt das französische Sonett „Hommage à Meisenheim" (Original von Dominique Peccoud, deutsche Nachdichtung von Richard Albert) steht, folgt eine knappe Zusammenstellung wichtiger Literatur (S. 91), die Interessierten ein tieferes Eintauchen in die Meisenheimer Geschichte und Kulturgeschichte ermöglicht. Wer das Buch als Tourist nutzen will, findet alles hierzu Nötige auf S. 93, wo die Tourist-Information Meisenheim und ihre Serviceleistungen vorgestellt werden. Einen schönen Schlussakkord setzt ein eindrucks- und stimmungsvolles Panorama-Foto des mittelalterlich geprägten Stadtbildes von Patric Dressel (S. 94/95).

Die von Radulf Jetter und René Nolte besorgte Gestaltung des Designs, die hohe Druckqualität des Buches (namentlich der Abbildungen) und die am Nicht-vorhanden-Sein von Fehlern erkennbare gründliche Korrektur des Manuskripts seien besonders positiv vermerkt.

In seiner „Liebeserklärung zwei" erhofft sich der Verfasser, sein Buch möge „lockender Blickfang, schmucker Stadtführer, hübsches Souvenir oder reizvolles Präsent" sein. Dies alles trifft ohne Zweifel zu, doch darüber hinaus ist es ganz einfach ein liebenswertes Buch über eine liebenswerte Stadt, das Allen, die eine – wie immer geartete – Beziehung zu Meisenheim haben, ganz sicher eine große Freude macht.

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 8/2017

Beilage Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

Wo stand Hildegards Klause auf dem Disibodenberg?

Die schwierige Suche nach dem Standort der Wohnbehausung des Frauenkonventes

VON GOTTFRIED KNEIB, BAD SOBERNHEIM

Mit der Eröffnung des *„Hildegard von Bingen Pilgerwanderweges“* am 9. September 2017 rückt die Ruine des Klosters Disibodenberg noch stärker in den Blickpunkt ihrer zahlreichen Verehrer. Schließlich hat Hildegard dort den größten Teil ihres Lebens verbracht. Verständlicherweise hoffen die Besucher der Klosteranlage, etwas über den Standort und das Aussehen der Frauenklause zu erfahren. Der Suchende stößt zwar auf ein Hinweisschild mit der Aufschrift *„Frauenklause“*, doch wird diese Ortsangabe durch ein dahinterstehendes Fragezeichen wieder relativiert. Und tatsächlich war und ist die Standortfrage in der Geschichtsforschung ein umstrittenes Thema. Die folgenden Ausführungen wollen einen Einblick in den derzeitigen Forschungsstand vermitteln.

Dass sich die Lösung der angesprochenen Fragestellung so schwierig gestaltet, liegt an der Tatsache, dass das Klosterareal seit Hildegards Zeiten baulich mehrmals verändert wurde und dabei ältere Bauteile verschwanden oder eine Zweitverwendung fanden. Hinzu kommt, dass die zeitgenössischen Berichte über die Behausung der Klausnerinnen nur spärliche und zum Teil widersprüchliche Aussagen enthalten.

Zeitgenössische Berichte

Die ausführlichsten Einzelheiten liefert ein Brief aus der Feder von Hildegards Sekretär Wibert von Gembloux. Dieser beschrieb kurz nach dem Tode der Heiligen die Klause mit folgenden Worten: *„Sie [Jutta von Sponheim] ließ sich eine Klause [wörtlich: Kerker (carcerem)] errichten, in der sie eingeschlossen werden sollte. ... Sie wählte und bestimmte selbst den Tag, an dem sie ihre Klause (mausoleum) beziehen wollte (1. Nov. 1112). ... Es gab nur ein kleines Fenster, durch das man zu bestimmten Zeiten mit Besuchern sprechen konnte und durch das Lebensnotwendiges hineingereicht wurde. Die Zugänge waren nicht nur mit Holz, sondern mit festzementierten Steinen vermauert (cementatis solide lapidibus); und jeder Zugang wurde verschlossen.“*

Aufgrund dieser Beschreibung schildern alle älteren Hildegard-Biografien die Be-

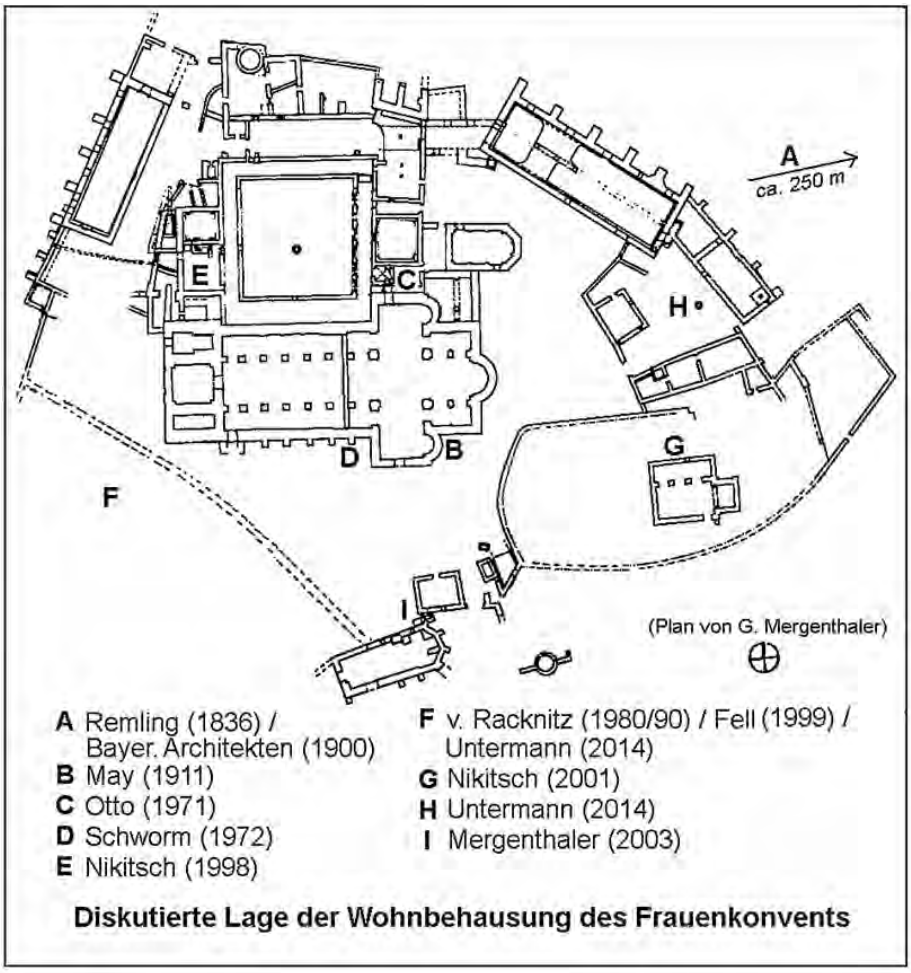
Miniatur im Rupertsberger Scivias-Kodex

hausung des Frauenkonventes auf dem Disibodenberg als eine eng begrenzte, von der Außenwelt weitgehend abgeschirmte Klause. Dabei übersah man meist eine andere Textpassage Wiberts, wo es heißt: *„Ihre Klause (mausoleum) wurde vergrößert und erweitert, und Jutta nahm Mädchen bei sich auf, um sie für das Ordensleben zu erziehen. Auf diese Weise wurde die frühere Klause (sepulchrum, wörtlich: Grabmal) gleichsam zu einem Kloster (monasterium), doch so, dass die strenge Klausur (sepulchri clausura) nicht aufgehoben und dennoch dem Zuwachs fürs Kloster Rechnung getragen wurde."* Hier wird schon andeutungsweise erkennbar, dass der Frauengemeinschaft größere Räumlichkeiten zur Verfügung standen.

Fast ein halbes Jahrhundert vor Wibert verfasste zwischen 1174 und 1176, also noch zu Lebzeiten Hildegards, ihr zweiter Sekretär, der Disibodenberger Mönch Gottfried, eine Lebensbeschreibung der Seherin. Darin heißt es: *„Und als die eine Wohnung der Klause (unum reclusionis habitaculum) kaum noch alle fasste, und schon über eine Verlegung und Vergrößerung ihrer Unterkunft beratschlagt wurde, wurde ihr durch den Heiligen Geist eine Stätte gezeigt, wo die Nahe in den Rhein mündet, ein Hügel nämlich, der von alters her dem heiligen Bekenner Rupert namentlich zugewiesen war."* Diese Passage passt eher zu der ersten Beschreibung von Wibert.

Anders dagegen die folgende Bemerkung: *„Bisweilen erhob sie sich plötzlich von ihrem Lager, durchstreifte alle Winkel der Klause und die Wohnungen (cunctos reclusionis angulos et habitacula)."* Hier wird keine Klausnerinnenzelle, sondern ein Frauenkloster beschrieben. Schließlich berichtet Gottfried an zwei Stellen, dass der Abt des Klosters spontan die auf dem Krankenlager liegende Meisterin aufgesucht habe. Diese Beschreibung wird durch die Anfang der 90er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts wiederentdeckte Lebensbeschreibung der Jutta von Sponheim bestätigt. Sie entstand zur Zeit des Abtes Kuno, wahrscheinlich kurz vor dem Umzug Hildegards zum Rupertsberg. Die Vita berichtet, dass schon bald nach der Gründung der Klause im Jahre 1112 die Zahl der Ordensfrauen so stark angestiegen war, dass man von einem Frauenkonvent als Teil eines benediktinischen Doppelklosters sprechen kann. Bei Juttas Tod 1136 lebten hier zehn, beim Umzug zum Rupertsberg um 1150 sogar 18 beziehungsweise 20 Nonnen.

Die zahlreichen und unkomplizierten Kontakte zwischen Frauen- und Männerkonvent waren – laut Vita – ohne Bruch der Klausur möglich, insbesondere aber ohne dass dabei eine zugemauerte Tür aufgebrochen werden musste. Besonders deutlich wird dies beim Bericht von der Todesstunde Juttas, wo diese auf dem Totenbett liegend *„ihre Schülerinnen, zehn an der Zahl (discipulas suas, quae decem ferunt)"* versammeln ließ. Außerdem *„erbat und empfing sie die Wegzehrung* (gemeint ist die hl. Kommunion aus der Hand eines Priesters) *„wie sie es fast jeden Tag gepflogen hatte, den sie krank daniederlag"*. Schließlich wurden kurz vor ihrem Hinscheiden die Mönche zu den bereits anwesenden Nonnen gerufen. Sie verstarb, während diese eine Litanei sangen. Auf Wunsch der Verstorbenen richteten nur drei Nonnen den Leichnam für das Begräbnis her. Sie führten dies aus, *„indem sie die übrigen ausschlossen (seclusis ceteris) ... hinter verschlossener Tür (secrete)"*, offenbar in dem Einzelzimmer der Meisterin.



Diskutierte Lage der Wohnbehausung des Frauenkonvents.

Der Frauenkonvent unterstand nach der Benediktinerregel der Disziplinargewalt des Abtes. Dennoch wurden sowohl Jutta als auch Hildegard von den Mönchen bei wichtigen Entscheidungen *„in geistlichen und in verschiedenen profanen Fragen"* eingebunden. Dies geschah sogar bei der Vorbereitung einer Abtwahl. Beide *„Meisterinnen (magistrae)"* bekamen ihre geistlichen Berater nicht einfach vom Abt zugewiesen, sondern durften diese auswählen.

Über die alltäglichen Beziehungen zwischen beiden Konventen erzählt Juttas Lebensbeschreibung nichts. Zwar erwähnt sie, dass die Nonnen *„das reguläre Offizium (cursu regulari)"* absolviert hätten, d. h. dass sie das für Benediktiner vorgeschriebene Stundengebet einhielten, aber sie verrät nicht, ob dies durch die Teilnahme am Offizium der Mönche in der Kirche geschah. Auszuschließen ist dies nicht. Die Vita berichtet beiläufig von der Witwe Trutwib, welche schon zur Zeit des Einzuges der drei Ordensfrauen in ihre Klause wie die biblische Hanna (Lk 2,36 f.) *„viele Jahre die Kirche (der Mönche) aufsuchte und dem Herrn Tag und Nacht mit Fasten und Beten diente (ecclesiae frequentans ... serviebat domino in vigiliis, in ieuneis et orationibus die ac noctu)"*, also regelmäßig an den Gottesdiensten des Benediktinerkonventes teilnahm. Erst 1139 wurde vom Laterankonzil das gemeinsame Chorgebet verboten.

Zur Klärung der Standortfrage der Frauenklause ist noch folgende Bemerkung der Vita Juttas von Bedeutung: *„Von ringsum her kamen Leute, welchen Standes auch immer, Adlige, Nichtadlige, Reiche und Arme, Pilger und Gäste, die allein die Frau Jutta aufsuchten."* Dieser gewaltige Besucherstrom *„zu dem himmlischen Orakel (oraculo caelesti)"* macht eine Lage der Nonnenbehausung im Außenbereich wahrscheinlich, da nur so der ungehinderte Zugang ohne Verletzung der Klausur möglich war.

Franz J. Felten gelang es, die Widersprüche zwischen der Beschreibung der Wohnbehausung als einer normalen Klosteranlage und der ein halbes Jahrhundert späteren Charakterisierung als einer engen, verschlossenen Klause aufzulösen. Zwischenzeitlich war in der Gesellschaft aus moralischen Gründen Kritik an den Doppelklöstern aufgekommen, die letztlich zum kirchenrechtlichen Verbot führte. Wibert wollte durch den Gebrauch von Begriffen aus dem Ritual der Einschließung von Klausnerinnen, welche dem Beerdigungsritus entliehen waren, und durch die Betonung der Abschottung nach außen den Disibodenberger Frauenkonvent schon vor dem Anschein eines Verdachts von unbotmäßigen Beziehungen zwischen Nonnen und Mönchen bewahren.

Die andere zitierte Beschreibung des Biografen Gottfried, dass die Nonnen vor dem Umzug zum Rupertsberg nur in einer Wohnung lebten, welche die Ordensfrauen kaum noch fassen konnte, erklärt Felten mit dem Anliegen des Disibodenberger Mönchs, einen plausiblen Grund für den Wegzug zu präsentieren, ohne die Widerstände seitens des Männerkonventes erwähnen zu müssen.

Schließlich sei noch auf eine weitere, im Zusammenhang mit der hier erörterten Fragestellung bisher kaum beachtete Bemerkung der Lebensbeschreibung Juttas aufmerksam gemacht. Dort wird von Juttas Bruder, dem Grafen Meinhard von Sponheim, berichtet, er habe nach dem Tod ihrer Mutter mit Nachdruck und unter Zuhilfenahme des Bamberger Bischofs (da der Mainzer Bischof Adalbert noch nicht geweiht war) dafür gesorgt, dass die jüngere Schwester in der Nähe des Stammsitzes bleibt. Darauf habe Jutta *„diesen Ort, welcher der Berg des heiligen Disibod genannt wird, als Wohnstätte ausgewählt (hunc locum, qui vocatur mons sancti Dysibodi, habitandum elegit)"*. Dies wird durch eine dem Mainzer Erzbischof Adalbert zugeschriebene Urkunde von 1128 bestätigt. Hier wird die an das Kloster übertragene Schenkungsmasse als Witwengut der frommen Mutter *(„mater domna Sophia mulier religiosa")* beschrieben. Sie bestand aus dem Dorf Nunkirchen *einschließlich aller Güter, der dortigen Kirche und des Zehnten („villam Nuwenkirchen appellatam cum omnibus ad eam pertinentibus ecclesiam videlicet cum decima")*. Gemeint ist die Wüstung Nunkirchen bei Bockenau. Die Ruinen der dortigen Pfarrkirche wurden 1947 beim Bau des Gasthauses „Bockenauer Schweiz" freigelegt. Mit der Schenkung setzte Graf Meinhard die Benediktiner in die Lage, eine standesgemäße Klause für Inklusinen aus Familien des Hochadels zu errichten.

Fasst man die Informationen der zeitgenössischen Quellen zusammen, so liefern diese bestenfalls eine diffuse Vorstellung von der Wohnbehausung des Frauenkonventes. Über deren Standort im Klostergelände geben sie keinen brauchbaren Hinweis.

Am Osthang des Berges

Die älteste Standortvermutung enthält die 1836 erschienene Klosterbeschreibung von Franz Xaver Remling. Er glaubte, die Klause habe *„am östlichen Fuße des Berges"* gestanden (Standort A). Diese Platzierung übernahm Ende des 19. Jahrhunderts eine bayerische Architektengruppe und präzisierte die Ortsangabe mit dem Zusatz *„wo jetzt eine Meierei steht"*. Gemeint ist der Disibodenberger Hof. Diese Annahme ist jedoch so unwahrscheinlich, dass sie später nicht mehr aufgegriffen wurde.

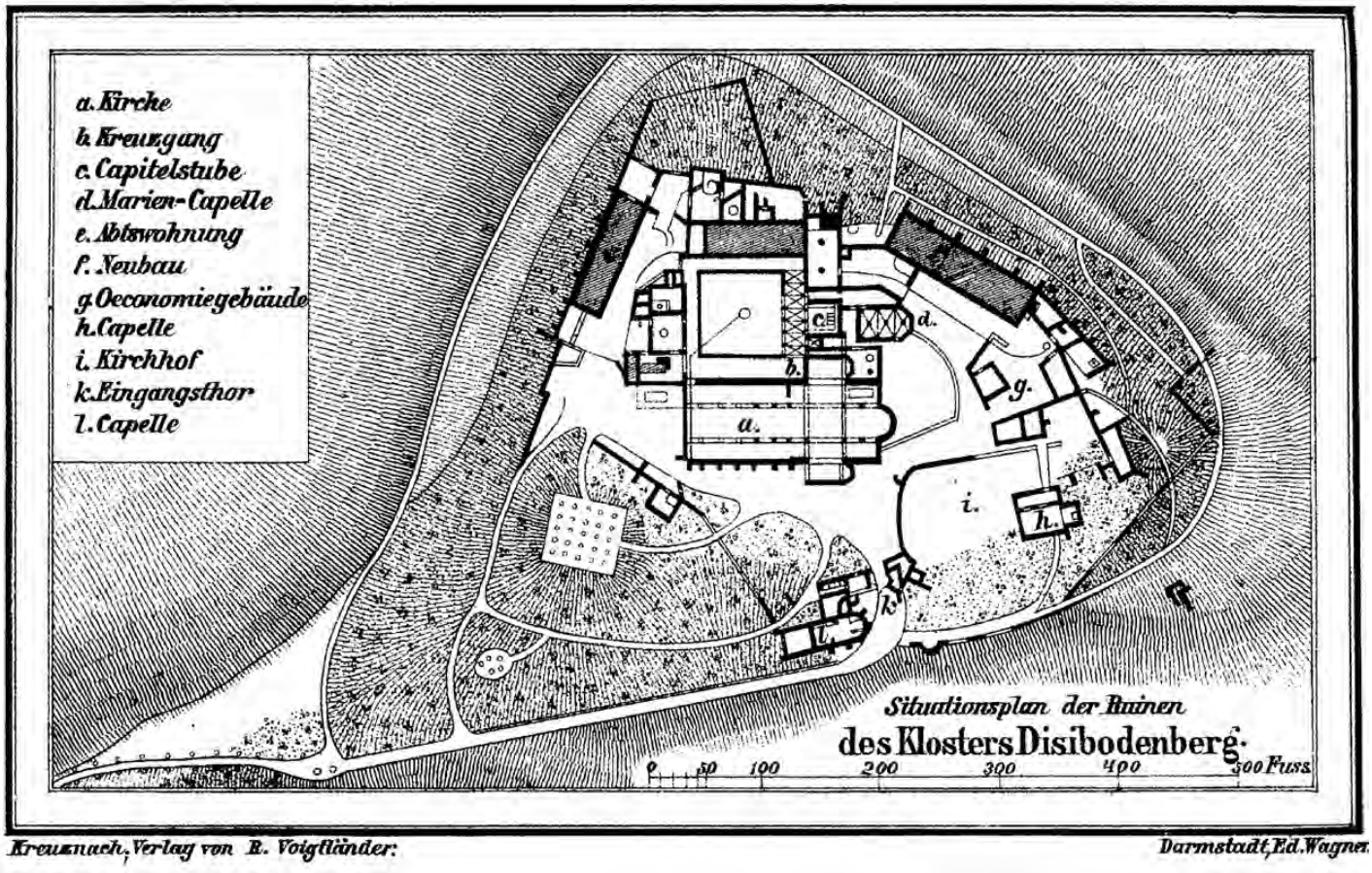
Unmittelbar neben der Abteikirche

Aufgrund der Beschreibung des Wibert von Gembloux und der Betrachtung vergleichbarer Frauenklausen, deren Aussehen erforscht ist, war man lange Zeit der Ansicht, die Disibodenberger Klause könne sich nur in unmittelbarer Nachbarschaft zur Abteikirche befunden haben und mit dieser durch eine Tür oder wenigstens ein Fenster verbunden gewesen sein.

Johannes May (Standort B) vermutete, dass die Klause *„in der südlichen Ecke von Chor und Querschiff der Klosterkirche [stand] und mit ihr durch eine angebaute Kapelle oder ein abgeschlossenes Frauenchörchen verbunden [war]"*. Rita Otto (Standort C) brachte die *„Nordseite des Querschiffs"* ins Gespräch. Ernst Schworm (Standort D) schlug einen Anbau *„im Süden an die Abteikirche"* vor. Eberhard J. Nikitisch (Standort E) schließlich hielt 1998 den *„an den Westflügel des Kreuzgangs stoßenden Bereich"* für erwägenswert. Später revidierte er seine Meinung, da die Untersuchung der Baugeschichte der Abteikirche zeigte, dass alle genannten Standorte in unmittelbarer Nähe des Sakralbaus nicht infrage kommen. Der im ersten Bauabschnitt errichtete Chor der Klosterkirche wurde erst in den 30er-Jahren des 12. Jahrhunderts fertiggestellt, als die Nonnen schon über 20 Jahre auf dem Berge lebten. Die Weihe des Hauptaltares erfolgte im Jahre 1143, also fast sieben Jahre nach Juttas Tod. Eine Klause inmitten einer Baustelle und zudem ohne Verbindung zu einem Gotteshaus mit Gottesdiensten und Sakramentenspendung kann mit Sicherheit ausgeschlossen werden.

Auf dem südwestlichen Plateau

Einen neuen Vorschlag zur Lokalisierung von Juttas und Hildegards Frauenklause brachte der Besitzer des Klostergeländes Hans Lothar Freiherr von Racknitz (Standort F) ins Gespräch. Er vermutete, jenes mit dem heutigen Hinweisschild gekennzeichnete Plateau auf der Südwestseite des Bergrückens sei der gesuchte Standort. So ließen sich die dortigen Mauerreste außerhalb der Mönchsklausur sinnvoll erklären. Außerdem befinde sich auf der Bergkuppe nur hier ein ausreichender Platz für die Anlage eines Gartens, ohne den Hildegard als Expertin für Pflanzen- und Heilkunde nicht denkbar sei. Schließlich gäbe es hier ein ungewöhnlich intensives Zusammentreffen



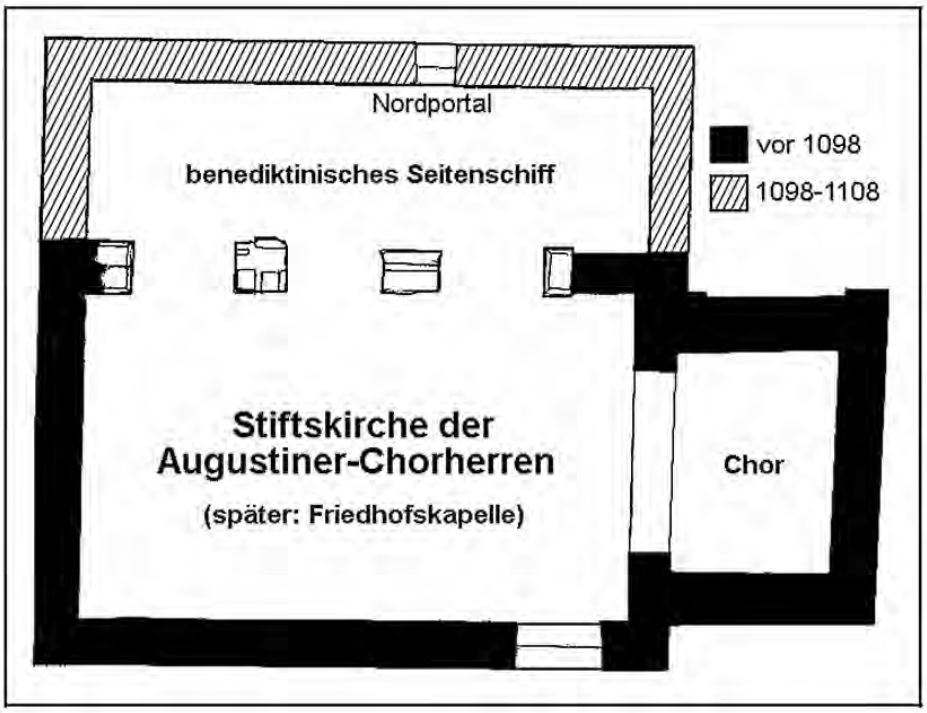
Plan des Ruinengeländes mit gärtnerischer Gestaltung (1841)

Foto: veröffentlicht bei Stanzl, 1992, S.19.

von Erdstrahlen, das bei einer Tagung des internationalen Freundeskreises für Geomantie vor Ort als einer der stärksten Kraftplätze Europas bezeichnet wurde. Man pflanzte zu Ehren Hildegards Rosenstöcke an dem vermeintlichen Klausenstandort und legte im angrenzenden Baumhain ein Labyrinth aus Steinen an.

Ausgrabungen Ende der 80er-Jahre im Rahmen der von Günther Stanzl durchgeführten Untersuchungen des Geländes brachten jedoch diese Hypothese ins Wanken. Das fragliche Plateau erwies sich nämlich alseine Aufschüttung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, als der Klosterberg von dem renommierten Gartenbaudirektor Johann Metzger nach Vorbild eines englischen Landschaftsgartens zu einem Park für Kreuznacher Kurgäste hergerichtet wurde.

Auch die als Reste der Klause vermuteten Grundmauern konnten als Relikte von Bauten, die damals im Zusammenhang mit der Anlage der Parklandschaft entstanden, identifiziert werden. Dennoch schloss Stanzl die Standortbestimmung nicht völlig aus. Er begründete dies mit dem Hinweis, Hildegard habe nach eigenen Aussagen den Bau der Abteikirche verfolgen können. *„Eine Art gedeckter Galerie"* könnte die Klause mit der Klosterkirche verbunden haben. Diese Theorie übernahmen der Katalog zur Hildegard-Ausstellung im Mainzer Dom- und Diözesanmuseum von 1998, ebenso Hans Fell und Matthias Untermann. Aber gerade die postulierte Verbindung zur Kirche ist fragwürdig, da sie bis zur Fertigstellung des Sakralbaus zu einer Baustelle geführt hätte.



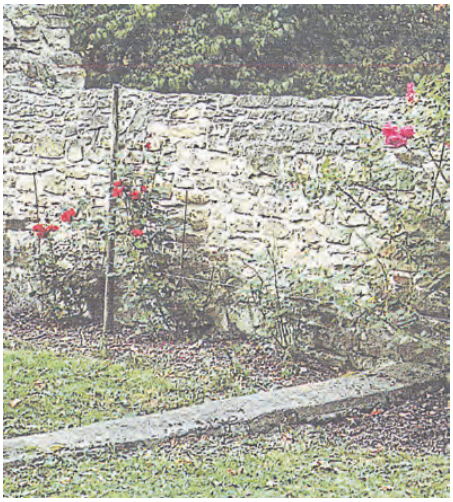
Grundriss der Stiftskirche der Augustiner-Chorherren nach einem Plan von G. Mergenthaler

Bei der Stiftskirche der Augustiner-Chorherren (der späteren Friedhofskapelle)

Nachdem die bisher vorgestellten Standorte von den Fachleuten verworfen oder zumindest in Zweifel gezogen wurden, gelang es Eberhard J. Nikitsch, die Fragestellung mit einem völlig neuen Denkansatz in eine Erfolg versprechende Richtung zu lenken. Ausgehend von der Feststellung, dass der Einzug in die Frauenklause vier Jahre nach Grundsteinlegung der benediktinischen Klosteranlage erfolgte und bei den aufwendigen Vorarbeiten der Fundamentierung damals höchstens die Grundmauern gestanden haben können, folgerte er, dass die Wohnbehausung der Nonnen nur in der Nähe jenes Gotteshauses gestanden haben kann, in welchem die am Bau beschäftigten Benediktiner bis zur Fertigstellung der Abteikirche ihre Messen und Stundengebete abhielten. Dass damals für Frauen tatsächlich die Möglichkeit der Teilnahme an den Gottesdiensten der Mönche bestand und auch genutzt wurde, bestätigt der Bericht von der Witwe Trutwin in der Lebensbeschreibung Juttas, auf den vorn bereits eingegangen wurde. Nikitsch folgerte weiter, dass das infrage kommende Gotteshaus die Stiftskirche der von dem Mainzer Erzbischof Willigis eingesetzten Augustiner-Chorherren gewesen sein muss. Aus den von 1985 bis 1989 von Günther Stanzl durchgeführten Grabungs- und Forschungstätigkeiten wusste er, dass dieses Kanonikerstift nicht im benediktinischen Klausurbezirk gelegen hat. Hierzu passend berichten die Annalen des Klosters, dass die Gebeine Disibods von der alten Stiftskirche in das neue Kloster überführt wurden *(„a veteri ecclesia in novum monaste-rium")*. Den entscheidenden Hinweis auf den Standort fand er schließlich in der von Hildegard um 1170 verfassten Lebensbeschreibung des heiligen Disibod. Dort wird die Lage der Einsiedelei *„am Abhang des Berges gegen Osten (in descensu montis ipsius ad orientem)"* beschrieben (womit die Stelle des heutigen Disibodenberger Hofes gemeint ist) und die der klosterähnlichen Anlage seiner Gefährten *„auf der höchsten Anhöhe dieses Berges (in supercilio ejusdem montis)"*. Die höchste Erhebung befindet sich südöstlich der Abteikirche auf dem Mönchsfriedhof mit der nur noch in den Grundmauern erhaltenen Friedhofskapelle.

Das von einer Böschungsmauer umgebene Areal hebt sich vom umliegenden Gelände mit einem Höhenunterschied von 1,2 bis 1,5 m ab. Nikitisch führte weiter aus, eine Nutzung der Kapelle für den Totenkult passe weder in das Bauprogramm der Reformbenediktiner, noch sei eine solche für die damals üblichen Begräbnisriten benötigt worden. Daher könne das zweischiffige Gotteshaus mit dem Grundriss einer Saalkirche und einem Rechteckchor nur die Kirche des ehemaligen Kanonikerstiftes sein, welche von den Benediktinern möglicherweise umgebaut worden sei. Die Frauenklause siedelte er im Friedhofsareal nördlich der Kapelle an (Standort G), sodass die Nonnen durch ein eigenes archäologisch nachgewiesenes Portal in das Seitenschiff gelangen konnten, um dort den liturgischen Handlungen der Mönche unbeobachtet folgen zu können. Auch nach dem Umzug der Benediktiner in das fertiggestellte Kloster könnten die Frauen im Areal des alten Kanonikerstiftes verblieben sein.

In dem derzeit entstehenden mehrbändigen „Pfälzischen Klosterlexikon", welches das Kloster Disibodenberg im ersten Band behandelt, ergänzte Matthias Untermann bei der Auflistung der möglichen Standorte des Frauenklosters Nikitschs Überlegungen um die Variante, das Chorgestühl der Nonnen könne im Kirchenschiff gestanden haben und ihre Bediensteten hätten im neu erbauten Seitenschiff Platz gefunden. Als möglichen Standort der Wohngebäude schlug Untermann (Standort H) den nur unweit davon gelegenen sogenannten Ökonomietrakt vor, wo sich eine Zisterne mit Schöpfbrunnen erhalten hat. Dabei konnte er auf ein erforschtes Parallelbeispiel mit vergleichbarer geologischer Anordnung verweisen.



Vermuteter Standort südwestlich der Abteikirche
Foto: Nikitsch, 1998

Fortsetzung folgt

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 9/2017

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Wo stand Hildegards Klause auf dem Disibodenberg?

Die schwierige Suche nach dem Standort der Wohnbehausung des Frauenkonventes

VON GOTTFRIED KNEIB, BAD SOBERNHEIM

(Fortsetzung vom 18. August)

Bei der „Laienkapelle“

Etwa zeitgleich mit Eberhard J. Nikitsch beschäftigte sich Gabriele Mergenthaler im Rahmen einer umfangreichen baugeschichtlichen Untersuchung der Klosterruine mit der hier behandelten Fragestellung. Sie bestätigte dessen Vermutung, dass der später als Friedhofskapelle genutzte Sakralbau die Stiftskirche der Augustiner-Chorherren aus der Willigis-Zeit sein muss. Insbesondere fand sie heraus, dass die 1098 auf dem Disibodenberg eingetroffenen Benediktiner das nördliche Seitenschiff (mit Ausgang nach Norden) anfügten und das ehemalige Stift in ein vorläufiges Kloster umbauten. Von diesem aus planten und leiteten sie die Errichtung der neuen Klosteranlage. Die Grundsteinlegung der neuen Abteikirche erfolgte im Jahr 1108. Das von den Mönchen genutzte nördliche Seitenschiff stand daher für die 1112 eintreffenden Nonnen nicht zur Verfügung. Aber als Standort ihrer Wohnbehausung vermutete sie für die Anfangsjahre bis zur Vollendung der neu errichteten, steinernen Klause eine provisorische Unterkunft – wie Nikitisch – im alten Stiftsareal, und zwar möglicherweise als Holzbau, der in späterer Zeit verschwand. Die Existenz von hölzernen Klausen ist wissenschaftlich nachgewiesen.

Bei der Suche nach dem Folgebau aus Stein achtete sie darauf, dass nur Gebäude aus der fraglichen Zeit in Betracht gezogen wurden, welche zusätzlich den Vorschriften der damals geltenden Inklusenregeln entsprachen. Diese forderten insbesondere die räumliche Nähe zu einer Kirche oder Kapelle. Alle Vorgaben fand sie in der *„Laienkapelle“* und dem Nachbargebäude im Pfortenbereich erfüllt (Standort I). In beiden Bauwerken entdeckte sie Spuren, der im 12. Jahrhundert gebräuchlichen Hebewerkzeuge des sogenannten *„Wolfes“* und der Spreizzange. Sie entsprechen den Hebezeugspuren, wie sie auch in der südlichen Seitenapsis der Abteikirche aufzufinden sind. Mit diesem Gebäudeteil begann man die Errichtung des Sakralbaus. Er muss vor der Weihe des dortigen Altares im Jahre 1130 fertiggestellt worden sein. Für die Position des Hebekrans ergibt sich daraus als logische Aufeinanderfolge, dass er zunächst an der Laienkapelle und dem Nachbargebäude stand, dann an die Apsis der Abteikirche versetzt wurde und schließlich seine Aufstellung am Langhaus fand. Mergenthaler folgert, dass der Umzug der Nonnen zwischen 1130 und 1143 erfolgt sei.

Für die Errichtung der Frauenklause bereits in dieser frühen Phase spricht auch die vorn erwähnte Tatsache, dass Graf Meinhard die Durchführung dieser Baumaßnahme durch seine großzügige Schenkung um 1112 ermöglichte und vermutlich darauf achtete, dass sie ohne Zeitverzögerung ausgeführt wurde. Sie könnte daher parallel zur Fundamentierung des Klosters erfolgt sein.

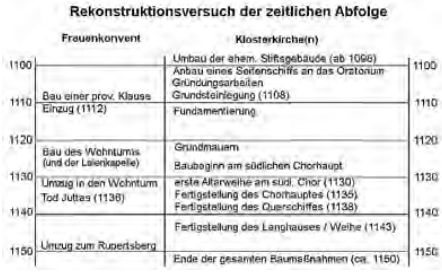
Schließlich bleibt noch die Frage, ob die beiden Gebäude auch die Vorschriften der damaligen Inklusenregeln erfüllten. Die Kapelle, welche von den Zisterziensern erweitert wurde, war zu Hildegards Zeiten etwa ein Drittel kleiner als heute. Es gab damals weder die klobigen Innenpfeiler im Chor, deren Funktion noch ungeklärt ist, noch die in die Nordwand eingebaute Tür mit Treppe. Ursprünglich ist dagegen der Chorbereich mit dem quadratischen Fenster (a) auf der Nordseite.

Gewölbekeller des Wohnturms (G. Mergenthaler, 2001)

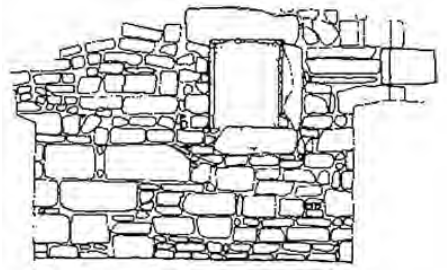
Dieses ermöglichte den Durchblick in einen inzwischen abgegangenen Verbindungsbau zum Wohnturm hin. Die nach dem Kapelleninneren hin gefalzten Gewände zeigen, dass sich der Fensterladen zum Kapelleninneren öffnen ließ. Er konnte demnach von den Mönchen geöffnet werden und ermöglichte den Nonnen im Nebengebäude, von dort aus die liturgischen Handlungen am Altar mitzuverfolgen und die Sakramente zu empfangen.

Von dem Nachbargebäude ist nur der Gewölbekeller erhalten. Er muss ursprünglich ganz oder teilweise über dem Bodenniveau gelegen haben.

Die heutige Situation ist aufgrund von Gebäudeabbruch und Anfüllungen entstanden. Während der Treppenabgang auf der Westseite wahrscheinlich neuzeitlich ist, scheinen die sich nach innen aufweitenden Türgewände dem originalen Zustand zu entsprechen. Gewölbe und Wände sind sorgfältig vermauert. Nur die östliche Giebelwand ist überwiegend aus Spolien (unter



Rekonstruktionsversuch der zeitlichen Abfolge



Fenster im Chor der Laienkapelle (G. Mergenthaler, 2001)

anderem aus Architekturfragmenten) zusammengesetzt und leicht schräg in den Raum verschoben. Die ursprüngliche Wand stand dagegen im rechten Winkel zu den Längswänden. Dies und die breite Gewölbefuge verweisen auf ihre Entstehung durch neuzeitliche Umbau- oder Reparaturmaßnahmen.

In der Wand ist ein aus einer schmalen Steinplatte gearbeitetes doppeltes Rundbogenfenster (c) eingebaut. Der Falz und die Ausnehmungen in den Gewänden verraten die einstige Position der Gitterstäbe und eines nach innen zu öffnenden Fensterladens. Auf der Außenseite, die heute durch eine Metallplatte verdeckt ist, war das Gewände mit einer Halbsäule auf attischer Basis mit romanischem Kapitell verziert. Ihr Aussehen hat 1901 eine bayerische Architektengruppe zeichnerisch festgehalten.

Der originale Standort dieses sogenannten Biforiums kann nicht mit Gewissheit bestimmt werden. Möglicherweise wurde es aus der ursprünglichen Giebelwand übernommen, oder es handelt sich um einen ortsfremden Einbau, wobei ein Transport wegen des großen, aus einem einzigen Stein bestehenden Kolosses sehr aufwendig gewesen sein muss. Letztlich ist aber auch eine neuzeitliche Gestaltung im neuromanischen Stil nicht auszuschließen.

Das zweite Fenster (b) des Kellers auf der Südseite gewährt einen Blick auf den Bereich zwischen Klosterpforte und Laienkapelle. Das quadratische Fenster wurde, wie wieder der Falz zeigt, nach innen geöffnet. Auf der Außenseite brach die Mauer zum Teil herab und musste „trocken" aufgemauert werden.

Über der Kellerdecke hat sich in der Nordwand die Schwelle einer Tür erhalten. Ein Spreizloch auf der Oberseite lässt auf seine originale Lage schließen und zeigt, dass das Gebäude ebenerdig zum Klausurbereich hin betreten werden konnte. Die kräftigen Mauern, die ausgewählten Steinquader und die sorgfältig ausgeführte Eckvermauerung verweisen auf einen für adlige Nonnen standesgemäßen mehrstöckigen Bau.

Dass diese Folgerung nicht abwegig ist, beweisen nicht nur erforschte Parallelbeispiele, sondern auch eine Abbildung des Klosters Disibodenberg aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sie befindet sich auf einem Flugblatt des spanischen Feldherrn Ambrosio Spinola, der seine eroberten Städte, Dörfer und Klöster grafisch festhalten ließ.

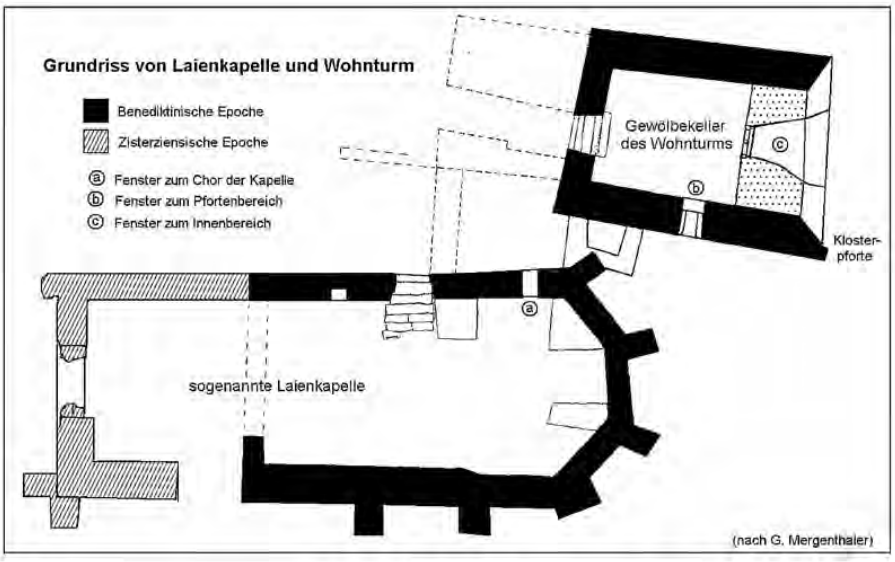
Rest des Fensters auf der Südseite des Wohnturms Foto: Manfred Geib

Die Zeichnung gibt das Kloster zwar nur schematisch wieder; dennoch sind der achteckige Glockenturm der Abteikirche, der Torbau, die Laienkapelle und ein dreistöckiger Wohnturm gut erkennbar. Interessant ist, dass dieser Wohnturm damals bereits sein Dach eingebüßt hatte.

Fasst man zusammen, erweist sich das Bauwerk als ideales Wohngebäude für Inklusinnen. Es gewährleistete durch die benachbarte Kapelle die seelsorgliche Betreuung, durch ein Fenster zum Klausurbereich die Versorgung mit Nahrungsmitteln und durch ein weiteres zum Pfortenvorplatz hin den Kontakt zu den auswärtigen Besuchern. Das zu einem Wohnturm ausgebaute mehrgeschossige Gebäude bot genügend Platz für einen kleinen Frauenkonvent. Mit der Kapelle war es über einen oder mehrere inzwischen abgegangene Räume verbunden.

Auch diese detaillierten Ausführungen von Gabriele Mergenthaler blieben nicht unwidersprochen. Matthias Untermann hält sie für unrealistisch und argumentiert wie folgt: *„Das Gebäude entstammt jedoch nicht dem Mittelalter und wäre schon für den ersten Konvent von 1112 zu klein; der Frauenkonvent dürfte im übrigen nicht an der meistfrequentierten Stelle des Klosterareals gewohnt haben."* Da Untermann seine Einwände nicht näher begründete, muss offenbleiben, was er an der Datierung Mergenthalers, welche auf Untersuchungen der Hebezeugspuren und der unterschiedlichen Mörtelbeschaffenheiten basieren, auszusetzen hat. Auch die beiden anderen Bedenken scheint Gabriele Mergenthaler vorausgesehen zu haben. Für den Wohnturm mit Keller und drei Geschossen berechnet sie eine Wohnfläche von über 90 m², *„was bei dem damaligen bescheidenen Platzbedarf durchaus genügen konnte"*. Auch die Lage an der Pforte hält sie für angemessen mit der Begründung: *„Dort konnten sich Besucher und Ratsuchende versammeln, ohne in den Klosterbereich einzudringen und damit den Mönchskonvent zu stören."*

Eine endgültige Klärung der Standortfrage kann nur durch gezielte Ausgrabungen herbeigeführt werden.

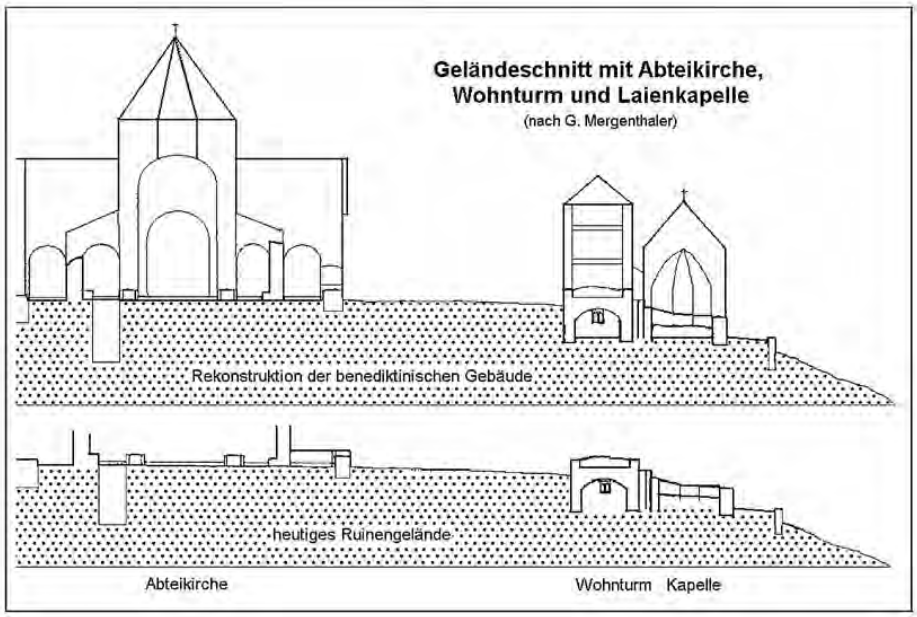


Grundriss von Laienkapelle und Wohnturm

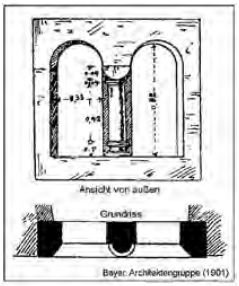
Benutzte Literatur:

- Die Klosterruine Disibodenberg; in: Baudenkmale in der Pfalz, hrsg. vom bayerischen Architektenverein, Bd. 3, Ludwigshafen 21900, S. 119-144, hier S. 137.
- Fell, Hans: Disibodenberg; in: Germania Benedictina, Bd. IX, St. Ottilien 1999 S. 126-154, hier S. 131 (Anm. 43).
- Felten, Franz J.: Hildegard von Bingen und Reformbewegungen im religiösen Leben ihrer Zeit; in: Erudiri Sapientia, Bd. II, Berlin 2001, S. 36-84.
- Guiberti Gemblacensis epitolae, Bd. 2; in: Corpus Christianorum – Continuatio Mediaeualis, 66A, Turnhout 1989, S. 367-379. – Übersetzung in: Storch, Walburga [Hrsg.]: Hl. Hildegard – Briefwechsel mit Wibert von Gembloux, Augsburg 1993, S. 100-114.
- Kotzur, Hans-Jürgen [Hrsg.]: Hildegard von Bingen, Mainz 1998, S. 58 u. 63.
- May, Johannes: Die hl. Hildegard von Bingen, München 1911, S. 15 u. 18.

- Mergenthaler, Gabriele: Die mittelalterliche Baugeschichte des Benediktiner- und Zisterzienserklosters Disibodenberg (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Bd. 32), Bad Kreuznach 2003, bes. S. 28 f., 178-181, 215 f., 217, 219 u. 243-245.
- Mergenthaler, Gabriele: Die Klause Hildegards von Bingen; in: Erbe und Auftrag 84 (2008), S. 273-284.
- Mergenthaler, Gabriele: Die mittelalterliche Baugeschichte des Benediktiner- und Zisterzienserklosters Disibodenberg; in: Daim / Kluge-Pinsker [Hrsg.]: Als Hildegard noch nicht in Bingen war. Der Disibodenberg, Regensburg/Mainz 2009, S. 80-85.
- Nikitsch, Eberhard J.: Kloster Disibodenberg (Große Kunstführer Nr. 202), Regensburg 1998, S. 44.
- Nikitsch, Eberhard J.:Wo lebte die heilige Hildegard wirklich?; in: Erudiri Sapientia, Bd. 2, Berlin 2001, S. 147-156.
- Otto, Rita: Zur Ruine des Klosters Disibodenberg; in: Heimat-Jahrbuch 1971 Landkreis Mainz-Bingen S. 138-141.
- Remling, Franz Xaver: Urkundliche Geschichte der ehemaligen Abteien und Klöster im jetzigen Rheinbayern, 1. Bd., Neustadt a. d. Haardt 1836, S. 158.
- Schworm, Ernst: Zur Geschichte des Klosters Disibodenberg; in: Westricher Heimatblätter 3 (1972) S. 60-72, hier, S. 67.
- Staab, Franz: Vita damonae Juttae inclusae; in: Quellen u. Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, Bd. 68, Mainz 1992, S. 172-187 (lateinischer Text); ders.: Übersetzung der Vita ihrer Lehrerin Jutta von Sponheim; in: Edeltraut Forster [Hrsg.]: Hildegard von Bingen, Eibingen, Freiburg/Basel/Wien 1997, S. 58-86 (Übersetzung).
- Stanzl, Günther: Die Klosterruine Disibodenberg, Worms 1992, S. 8 f. u. 53 f.
- Stimming, Manfred: Mainzer Urkundenbuch, Bd. 1, Darmstadt 1932, S. 465.
- Untermann, Matthias (u.a.): Disibodenberg; in: Pfälzisches Klosterlexikon, Bd. 1, Kaiserslautern 2014, S. 268-320, hier S. 305-307.
- Vita sanctae Hildegardis / Leben der heiligen Hildegard, übersetzt von Monika Klaes (Fontes Christiani, Bd. 29), Freiburg/Basel/Wien 1998.



Geländeschnitt mit Abteikirche, Wohnturm und Laienkapelle



Doppeltes Rundbogenfenster (Bayerische Architektengruppe, 1901)

Martinstein

„Durch die seitens der Alliierten angeordnete Erbreiterung der Bundesstraße 41 mußte die Romantik in Martinstein weichen“

VON RAINER SEIL, BAD KREUZNACH

Wer auf der B 41 durch das bei Martinstein äußerst enge Nahetal fährt, ist sich kaum bewusst, dass der Ort noch im Mittelalter große Bedeutung besaß und es einst eine kleine Ortsherrschaft Martinstein Schloss und Martinstein Tal gab. Im Jahre 1342 wurden dieser kleinen Siedlung Stadtrechte verliehen.

Gibt man den Suchbegriff Martinstein bei WIKIPEDIA ein, erfährt man, dass nach einer Erhebung aus dem Jahr 2014 sich an einem Tag mehr als 16 000 Fahrzeuge und Schwerlastverkehr durch den Ort bewegen.

Martinstein, einst Amt Monzingen, heute Verbandsgemeinde Bad Sobernheim, hat mit 11 Hektar eine sehr kleine Gemarkungsfläche. Nicht einmal alle Häuser finden auf der Gemarkung Platz und frühere Landwirte des Ortes bewirtschafteten Wirtschaftsflächen außerhalb eigener Gewann.

Ortseingang aus Richtung Kirn vor dem Abriss des Gasthauses Arzt. Foto: KMZ

Ortseingang aus Richtung Sobernheim vor dem Abriss der Häuser. Foto: KMZ

Ebenso wichtig ist die Tatsache, dass sich Martinstein an einer wichtigen west-östlich verlaufenden Verkehrsverbindung befindet. Die frühere Talsiedlung erstreckte sich beiderseits dieser Durchgangsstraße, der heutigen B 41.

Einerseits ist diese Lage wohl verkehrsgünstig zu nennen, doch spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte sich dieser Standort nicht nur günstig für die ansässige Wohnbevölkerung aus.

Bereits im Jahre 1952 hatte sich die heutige B 41 zu der am stärksten belasteten Straße im Kreisgebiet entwickelt. Die Ortsdurchfahrt in Martinstein war – wie erwähnt – an dieser Stelle äußerst eng. Landrat Philipp Gräf sah es während seiner Amtszeit (1946–1967) als besonders dringlich an, das damals noch schlecht ausgestattete Verkehrswesen im Kreisgebiet den neuen Anforderungen eines immer stärkeren Individualverkehrs anzupassen.

Enge Ortsdurchfahrten, so auch Martinstein, stellten nach damaligen Vorstellungen Verkehrshindernisse dar. Gerade einmal 3,20 Meter war die Straßendurchfahrt in der Ortslage Martinstein breit. Damals – so ist es den Worten des Monzingers Amtsbürgermeisters Hugo Dämgen zu entnehmen – übernahmen die Alliierten die Aufgabe, sämtliche südlich der Bundesstraße gelegenen Wohn- und Ökonomiegebäude in der Ortslage niederzulegen. Lediglich die Anwesen Willi Strohm, die Wohnhäuser Kiltz und Ottenbreit blieben vom Abriss verschont.

Am Ende der Maßnahme waren 14 Wohngebäude, in denen sich 6 Gewerbebetriebe befanden, 2 Werkstätten, 2 Scheunen und 12 andere Nebengebäude dem Rückbau zum Opfer gefallen. Im Einzelnen mussten folgende Gebäude weichen:

1. Gasthaus und Pension Arzt mit Gartenwirtschaft
2. Feuerwehrhaus Gemeinde Martinstein
3. Achatschleiferei Hugo Schmidt
4. Wohnhaus Erbengemeinschaft Schmidt und Ladengeschäft
5. Wohnhaus mit Nebengebäuden Johann Schuck
6. Geschäftshaus mit Schuppen August Heinen
7. Wohnhaus mit Scheune Heinrich Müller
8. Geschäftshaus mit Schuppen Jakob Laukart
9. Wohnhaus mit Nebengebäude Witwe Henriette Faber
10. Scheune Johann Günzer
11. Wohnhaus Heinrich Schnauber, sen.
12. Wohnhaus mit Stall Heinrich Schnauber junr.
13. Scheune mit Stall Maria Jung geb.Buß
14. Wohnhaus mit Nebengebäuden Andreas Osterkamp
15. Wohnhaus mit Stall Katharina Schmidt geb. Buß
16. Wohnhaus und Nebengebäude Josef Schäfer, Nebengebäude; Altes unbewohntes Haus und Stall
17. Wohnhaus mit Nebengebäude Philipp Klippel
18. Autosattlerwerkstätte, Lagerraum, Keller Stefan Gremmelspacher
19. Wohnhaus mit Nebengebäude Walter Komfort.

Es handelte sich an dieser Straßenseite um einen massiven Eingriff in das bisher vertraute Ortsbild. Vor dem Abriss wurden Ersatzbauten für die betroffenen Einwohner erstellt. Nur die Familien Arzt und Heinen bezogen eine provisorische Notunterkunft. Das Geschäftshaus Heinen wurde rechts der Bundesstraße gebaut. Der Landwirtschaftsbetrieb Josef Schäfer fand jenseits der Nahe eine neue Bleibe. Auf die kleine Gemarkungsfläche Martinsteins wurde eingangs bereits hingewiesen. Alle übrigen Neubauten entstanden auf Simmertaler Gemarkung im Weinbergsgelände „Am Simmerberg“.

Im Rahmen dieser umfangreichen Maßnahme wurde Martinstein an die zentrale Wasserversorgungs- und Kanalisationsanlage des Nachbarortes Simmertal angeschlossen. Damit mögen die auszugsweisen Betrachtungen von Amtsbürgermeister Dämgen ein Ende finden.

Dieses große Projekt liegt mittlerweile über 63 Jahre zurück. Bereits 1969/70 wurde im Rahmen der rheinland-pfälzischen Verwaltungsreform das Amt Monzingen aufgelöst und die Ortsgemeinden der heutigen Verbandsgemeinde Bad Sobernheim zugewiesen.

Die B 41 hat heute eine ausreichende Breite innerhalb der Ortslage Martinstein. Das Verkehrsaufkommen ist – wie erwähnt – für Martinstein nach wie vor sehr hoch. Schon seit Jahren weisen viele Schilder und Beschriftungen an Privathäusern und Grundstücken auf diese Belastung hin. Aber das wäre eine weitere Untersuchung mit all ihren Hintergründen wert.

Quellen:

BECKER, Kurt (Hrsg.): Kreischronik Kreuznach. Köln 1966.
Festschrift zum Heimattag in den Gemeinden Simmern u. Dh. und Martinstein am Samstag, den 16. Oktober 1954.
UHLIG, Harald: Landkreis Kreuznach. Speyer1954.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Martinstein nach Abbruch der Häuser südlich der B 41. Foto: Kreismedienzentrum (KMZ)

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 10/2017

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Das handgeschriebene Rechenbuch des Johann Peter Gerlach von 1752

Ein 15-jähriger Hackenheimer Bäcker schreibt sein eigenes Rechenbuch

Von Dipl.-Hdl. Wolfgang Zeiler, Frei-Laubersheim

Die Entdeckung des Buches

Das hier vorgestellte handgeschriebene Rechenbuch wurde in Frei-Laubersheim in einem alten Bauernhaus unweit des ehemaligen Gemeindebackhauses entdeckt. Die aufwendig gestaltete Titelseite enthält den Text: „Johann Peter Gerlach Hackenheim, den II. ten Marty Anno 1752“. Eine Anfrage beim Schulmuseum in Lohr ergab, dass es heute noch einige handgeschriebene Rechenbücher aus dem 18. Jahrhundert gibt. Auch das Schulmuseum in Lohr sei im Besitz eines handgeschriebenen Rechenbuches, das ein 14-jähriger Junge, der später Lehrer wurde, im Jahr 1747 verfasst hatte. Das in Frei-Laubersheim gefundene Rechenbuch sei jedoch vor allem durch seine zahlreichen farbigen Zeichnungen etwas ganz Besonderes. Aber es sind nicht nur die Zeichnungen, die das Interesse an diesem Buch wecken, sondern auch der Rechentext selbst. Er gibt einen Einblick in die Fähigkeiten, die ein Schüler einer Landschule im Fach „Rechnen“ um die Mitte des 18. Jahrhunderts erwerben sollte. Über Johann Peter Gerlach, den jungen Autor des Buches, war bisher nur sehr wenig bekannt. Durch die Recherchen über ihn und seine Familie konnte unter anderem auch die Frage geklärt werden, wieso das Buch eines Hackenheimers in Frei-Laubersheim entdeckt wurde.

Der Autor Johann Peter Gerlach und seine Familie

Johann Peter Gerlach[1)] wurde als viertes Kind der Eheleute Johannes Gerlach und Anna Maria geb. Neukuhn am 16. August 1736 in Hackenheim geboren. Sein Großvater mütterlicherseits war der Hundheimsche Hofmann Johann Wilhelm Neukuhn. Johann Peter hatte noch sieben Geschwister, wovon allerdings zwei schon im Alter von zwei beziehungsweise vier Jahren gestorben waren. Im Jahr 1747, also bereits

Titelseite des Rechenbuches von Johann Peter Gerlach. Foto: Wolfgang Zeiler

Uhu oder Eule. Foto: Wolfgang Zeiler

mit elf Jahren, erlernte Johann Peter das Bäckerhandwerk. Am 10. Mai 1750 wurde er in Bosenheim konfirmiert und begab sich danach irgendwann in den 1750er-Jahren für sieben Jahre auf Wanderschaft. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ging er nicht zurück in seinen Geburtsort Hackenheim, sondern nach Frei-Laubersheim und übernahm hier die Stelle des Gemeindebäckers im gemeindeeigenen „Backes". In Frei-Laubersheim lernte er die Anna Margaretha Waller, erstgeborene Tochter des Johannes Waller kennen, mit der er am 14. April 1765 „in der Nachmittagskirche copuliert" wurde. Mit der Heirat wurde das kleine Vermögen seiner Frau in Höhe von 30 Gulden 14 Kreuzer und 6 Pfennig auf ihren Mann überschrieben.

Aus der Ehe gingen neun Kinder hervor, von denen jedoch zwei Söhne dem Vater „in die Fryheit vorausgegangen sind", also noch zu Lebzeiten des Vaters gestorben waren. Bis zu seinem Tod am 23. Dezember 1804, also fast 40 Jahre lang, hatte Gerlach als Bäcker im Gemeindebackhaus gearbeitet. Gerlach starb an der sogenannten „hitzigen Brustkrankheit" und wurde auf dem Frei-Laubersheimer Kirchhof beigesetzt.

Sein jüngster Sohn Valentin Rüdiger Gerlach übernahm von seinem Vater die Stelle des Gemeindebäckers und ersteigerte 1818 das Backhaus von der Gemeinde. Valentin Gerlach übergab 1852 das gesamte Anwesen einschließlich der Bäckerei dem Johannes Bausmann II, einem Enkel seines Bruders Johannes. Diese Nachkommen des J.P. Gerlach führten das Bäckerhandwerk bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts weiter.

Zur Entstehung des Buches

Als Johann Peter Gerlach 1736 geboren wurde, gab es in Hackenheim bereits keine reformierte Schule mehr. Schulort für die reformierten Hackenheimer Kinder war Bosenheim. Als der junge Johann Peter dort zur Schule ging, war Johann Peter Seibert Schulmeister in Bosenheim. Seibert war 1739 von Schwabenheim an der Selz nach Bosenheim gekommen.[2] Da Johann Peter Gerlach beim Verfassen seines Rechenbuches erst 15 Jahre alt war, kann man davon ausgehen, dass sein Lehrer sicherlich großen Einfluss auf die Darstellung der Rechenthemen sowie auf die Zeichnungen gehabt hatte. Es bleibt aber unklar, ob es sich bei diesem handgeschriebenen Rechenbuch nur um die Mitschrift eines engagierten Schülers handelt oder ob dieses Buch mit dem Ziel verfasst wurde, eine Grundlage für eigenen Unterricht zu schaffen. Einen Hinweis auf die zweite Möglichkeit könnte man aus den Veränderungen in der Schule in Bosenheim im Jahr 1752 ableiten. Gerlach hatte sein Rechenbuch nach seinen eigenen Angaben Anfang März 1752 geschrieben und genau in diesem Jahr 1752 verließ der Bosenheimer Lehrer Seibert wegen Streitigkeiten mit dem dortigen Pfarrer Brüning seine Schulstelle. Zur Überbrückung der lehrerlosen Zeit unterrichtete der Bosenheimer Bürger Conrad Machemer die Kinder.[3] Vielleicht unterstützte ihn dabei Johann Peter Gerlach als Hilfslehrer und verwendete dazu sein handgeschriebenes Rechenbuch.

Der Buchinhalt
a) Rechen- und Hausbuch

Das Buch, in das Gerlach im Jahr 1752 sein Rechenbuch schrieb, umfasst insgesamt 100 Seiten. Nur die ersten 33 Seiten sind dabei sein Rechenbuch. Nach dem doppelseitigen mit mehrfarbigen Zeichnungen bebilderten Deckblatt folgen zunächst 16 Textseiten ohne Zeichnungen. Anschließend 15 Seiten, die jeweils links oben mit einer kleinen farbigen Zeichnung versehen sind. In den folgenden Jahrzehnten wurden in diesem Buch, trotz der vielen noch leeren Seiten, zunächst keine weiteren Eintragungen vorgenommen.

Das Buch befand sich wahrscheinlich nach dem Tod von Johann Peter Gerlach zunächst im Wohnhaus seines Sohnes Johannes, das nur wenige Schritte vom Backhaus entfernt lag. Aus dieser Familie gingen diejenigen Nachfahren des Johann Peter Gerlach hervor, die das Bäckerhandwerk bis Ende des 19. Jahrhunderts weiter führten. In Erinnerung an den Vater beziehungsweise Großvater wurde das Rechenbuch in diesem Haus wohl jahrzehntelang ehrenvoll und unberührt aufbewahrt. Erst ab dem Jahr 1848, also fast ein halbes Jahrhundert nach Johann Peter Gerlachs Tod, finden sich auf sechs Folgeseiten einzelne, relativ zusammenhanglose Eintragungen. Ab Seite 40 beginnt mit der Überschrift: „Valentin Mathes V 1862" ein Valentin Mathes das Buch konsequent als Hausbuch zu benutzen, d.h. er und danach sein Sohn Heinrich dokumentierten in diesem Buch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts vor allem die Einnahmen und Ausgaben ihres landwirtschaftlichen Betriebes, aber auch wichtige familiäre Ereignisse. Dieser Valentin Mathes der V. hatte im Jahr 1862 das Haus, in dem das Buch nach Gerlachs Tod aufbewahrt worden war, erworben. Zwölf Jahre später kaufte dieser Valentin Mathes für 3775 Gulden ein weiteres Bauernhaus in der heutigen Frohnpforte, also ganz in der Nähe seines bisherigen Wohnhauses, und zog nach umfangreicher Renovierung dort ein. In diesem Bauernhaus wurde das handgeschriebene Rechenbuch entdeckt.

b) Die Zeichnungen

Das Besondere an diesem handgeschriebenen Rechenbuch sind die 16 farbigen Zeichnungen, die auch nach mehr als 250 Jahren noch gut erhalten sind und insbesondere kaum etwas von ihrer Farbigkeit verloren haben. Mit einer faszinierenden Liebe zum Detail, die erst in der Vergrößerung deutlicher erkennbar wird, hat der junge Gerlach vor allem Tiere gezeichnet. Bunt gefiederte, exotisch anmutende Vögel, aber auch klar erkennbare einheimische Vögel, wie Uhu oder Pfau und auch Fabelwesen wie das Einhorn beleben die einzelnen Buchseiten. Im doppelseitigen Titelblatt mit seinen in verschiedenen Farben gezeichneten Buchstaben seines Namens hat Gerlach offenbar auch einen familiären Bezug versteckt. Eingebunden in das „J" von Johann und in das „G" von Gerlach sind insgesamt sieben ähnlich gezeichnete Gesichter erkennbar, die stellvertretend für seine sieben Geschwister stehen könnten. Fünf dieser „Köpfe" sind eng mit dem „J" von Johann verbunden, zwei scheinen in den Flügeln des Buchstabens „G" von Gerlach davon zu schwimmen, vielleicht ein Hinweis auf seine beiden im Jahr 1752 bereits verstorbenen Brüder – „in die Freyheit entlassen", wie man damals sagte.

Woher Johann Peter Gerlach die Ideen beziehungsweise Vorlagen für seine Zeichnungen hatte, ist ungewiss. Das Unterrichtsfach „Zeichnen" gab es in den Volksschulen unseres Kreises damals noch nicht.[4] Trotzdem wird man zunächst an Gerlachs Lehrer Seibert denken, der ihm vielleicht

auch die Zeichentechniken und den Umgang mit Farbe und Pinsel gelehrt haben könnte. J. Reisig von der Heimatwissenschaftlichen Zentralbibliothek vermutet, dass zum Beispiel Kinderbücher und Bauernkalender Vorlagen für Gerlach gewesen sein könnten. Da Gerlachs Großvater Hundheimscher Hofmann gewesen war, ist auch über diesen Weg ein Zugang zu gedruckten Vorlagen denkbar.

Auch zu den benutzten Farben lassen sich keine eindeutigen Aussagen treffen. Gerlachs Zeichnungen bestehen aus Linien und Flächen. Klar erkennbar ist, dass die feinen Linien mit der Feder gezogen wurden, denn sie haben die gleiche Stärke und Farbe wie die Buchstaben des Buchtextes. „Geschrieben wurde im Allgemeinen mit einer vom Lehrer geschnittenen Gänsefeder und Tinte."[5] Die Tinte stellte der Lehrer meist selbst her. Die Herstellung solcher „Tinten" wird in der Roxheimer Schulchronik beschrieben: „Rode Tinde zu machen, 2 Kreuzer zinopfer, gut mit gumi gemacht. Grüne Tinde zu machen 2 Kreuzer Grünspan mit Gumi gemacht in ein wenig Essig anzufeifen und Weinstein. Aechten guten schwarzen Tinten zu machen nimm Schneewasser und ein wenig Zucker Gelben".[6]

Frau Dr. Ottermann, zuständig für handgemalte Bücher bei der wissenschaftlichen Bibliothek der Stadt Mainz, ließ mir auf meine Anfrage zu den verwendeten Farben mitteilen, dass eine Aussage über die Malfarben ohne chemische Analyse wegen der Vielzahl der Farbmittel und deren Zusammensetzung nicht möglich sei. Man hätte zu dieser Zeit farbige Erden verwendet, „aber auch Farben aus Mineralien, Pflanzen und aus verschiedenen chemischen Reaktionen dieser Substanzen, wie Knochenasche oder Grünspan. Außerdem wurden auch Tiere zur Gewinnung von Farben benutzt, wie Läuse, Schnecken oder, wie schon im Namen zu hören, der Tintenfisch." Frau Julia Bibiana Silbermann (Kunstlehrerin und freischaffende Kalligraphin) vermutet, wie Frau Dr. Ottermann, dass es sich dabei um „Temperafarben handelt, die aus Pigmenten diverser in der Region vorfindlicher Farberden als Farbmittel und Eiweiß (vielleicht auch Eigelb) als Bindemittel gewonnen wurden. Diese vergleichsweise preiswerte und einfache Technik war im 18. Jahrhundert weit verbreitet. Gerade Rheinhessen ist reich an verschiedenfarbigen Erden, die sich zur Gewinnung von Farbmitteln eignen: Zinnober; roter, gelber und brauner Ocker, Grünerde und andere. Die blauen Töne könnten aus dem verdünnten Farbstoff des in der hiesigen Gegend häufig angebauten Färberwaids stammen, der in seiner chemischen Struktur dem (erheblich teureren) Indigo entspricht."

c) Die Rechenthemen und Aufgaben

Gegenstand des Gerlachschen Rechenbuches sind das Zahlensystem, er nennt es „Numeratio", die vier Grundrechenarten („Additio", „Subtractio", „Multiplicatio", „Diviso") und vor allem die „Regula detri", also der Dreisatz. Bei allen Aufgaben wird dabei nur mit ganzen Zahlen gerechnet. Die Zahlen werden dabei nie abstrakt verwendet, sondern immer in Verbindung mit einer Benennung, wobei die Benennung vom Geld, Maß oder Gewicht genommen wurde. Die bei den Aufgaben verwendeten Münzen sind Florin (fl), Albus (alb), Batzen (batz), Kreuzer (Kr), Pfennig (Pf) und Heller (Hl). Die Texte im Buch zeigen keine einheitliche Rechtschreibung. So schreibt Gerlach zum Beispiel „kombt" oder auch „komt". Zusätzlich verwendet Gerlach einige lateinische Ausdrücke, wie „facit" (das macht) oder „proba" (Probe). Die Erläuterungen und die Aufgaben vermitteln ein Grundwissen, das man damals im täglichen Geschäftsverkehr brauchte. Da anzunehmen ist, dass Gerlach die Form der Darstellung der Grundrechenarten und der Lösungswege von seinem Lehrer – vielleicht auch aus einem Lehrbuch – übernommen hat, gewährt das Rechenbuch indirekt einen kleinen Einblick in die Ausbildung der Lehrer. Die zahlreichen Rechenaufgaben sind zwar sehr einfach aufgebaut, ihre Lösung wurde jedoch dadurch erschwert, dass man die unterschiedlichen Münz-, Maß- und Gewichtseinheiten und ihr Verhältnis zueinander kennen musste. Um diese Schwierigkeiten etwas anschaulicher darzustellen, folgen nun einige Aufgaben aus Gerlachs Rechenbuch. (Gerlachs Originaltext ist dabei jeweils fett gedruckt):

Zunächst ein Beispiel einer Subtraktionsaufgabe:

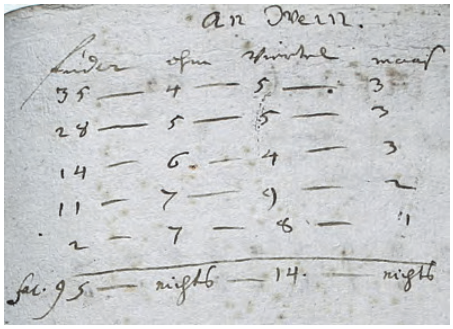
Ein Jude ist einem Christ schuldig 1000 fl 40 Kr 1 Pf. Hat er bezahlt drauß 70 fl 58 Kr 3 Pf. Wie viel ist der Jude noch schuldig zu zahlen an den Christ?

Schuld	**1000 fl**	**40 Kr**	**1 Pf**
Zahlt	**70 fl**	**58 Kr**	**3 Pf**
muß	**929 fl**	**41 Kr**	**2 Pf**

der Jude noch zahlen.

Die Aufgabe ist nur lösbar, wenn man das Verhältnis von Pfennig zu Kreuzer und von Kreuzer zu Florin kennt. Zurzeit des Johann Peter Gerlach waren 4 Pfennig gleich 1 Kreuzer und 60 Kreuzer waren 1 Florin.

Das gleiche Problem ergab sich zum Beispiel auch beim Addieren von Weinmengen, die in Fuder, Ohm, Viertel und Maaß angegeben werden konnten.



Rechnen mit Fuder, Ohm, Viertel und Maas.
Foto: Wolfgang Zeiler

Eine sinnvolle Lösung war nur möglich, wenn man wusste, dass 4 Maas einem Viertel, 20 Viertel einem Ohm und 6 Ohm einem Fuder entsprachen. (Hinweis: An Stelle einer „0" schreibt Gerlach in der Summation hier das Wort „nichts")

Zum Zahlensystem und den vier Grundrechenarten gibt es im Buch insgesamt nur 25 Aufgaben, dagegen 112 Aufgaben zur „Regula Detri". Ein Erlernen der Grundrechenarten ist mit diesen wenigen Aufgaben nicht möglich. Die Aufgaben zu den Grundrechenarten waren daher sicherlich nur als Wiederholung gedacht und der eigentliche Zweck des Buches war das Erlernen des Dreisatzes. Dafür spricht auch, dass sich die 15 kleinen farbigen Zeichnungen nur auf den 15 Aufgabenseiten des Dreisatzes befinden und dadurch dieses Thema zusätzlich optisch hervorgehoben wird. Michael Mayr schreibt in seinem 1752 erschienenen Lehrbuch, dass die „Regula de Tri" so genannt wird, „weil ihre Würkung durch drey bekante Zahlen/die vierte unbekante Zahl/ welche man zu wissen verlangt/hervor bringt .. Und weil man sie im Kauffen und Verkauffen täglich gebraucht/darum heisset man sie nicht unbillich Mercatorum, der Kaufleute Regul."[7] Gerade dieses „kaufmännische Rechnen" war für die vielen handel- und gewerbetreibenden Einwohner der Oberamtsstadt Kreuznach und der umliegenden Ortschaften vor allem wegen der Vielzahl von Maß-, Münz- und Gewichtssystemen von großer Wichtigkeit. Die von Gerlach gewählte Darstellung des Dreisatzes und des Lösungsweges ist für uns heute ungewohnt. Sie entspricht jedoch genau der

Fantasievogel.
Foto: Wolfgang Zeiler

Darstellung von Adam Ries (auch Riese). Ries hatte in seinem 1587 erschienenen Buch exakt diese Form der Darstellung und Lösung gelehrt. Das Lehrbuch von Adam Ries war zu Gerlachs Zeit, also fast 200 Jahre nach Ries, offenbar immer noch Grundlage für den Rechenunterricht.

Dazu das Einstiegsbeispiel zum Dreisatz aus Gerlachs Buch, bei dem errechnet werden sollte, wie viel 24 Fuder [Wein] kosten, wenn ein Fuder 42 Florin kostet. Lösungsweg und Lösung nach Gerlach:
1 Fuder --- 42 fl --- 24 Fuder
Die zwey letzten Sätz multiplicir
die Summ durch den ersten dividir
facit: 1008 fl

Schwieriger wurden die Aufgaben, wenn praxisnah mit verschiedenen Münzsorten gerechnet wurde. Dazu ein weiteres Beispiel aus Gerlachs Buch, wobei zum besseren Verständnis ein Aufgabentext formuliert wurde. Gerlach verzichtete bei seinen Dreisatzaufgaben grundsätzlich auf Aufgabentexte:

Aufgabe: Ein Pfund einer Ware kostet 3 Albus und 6 Pfennig. Wie viel kosten 24 Pfund dieser Ware?
1 Pfund --- 3 Albus : 6 Pfennig --- 24 Pfund
facit: 3 fl.

Diese Lösung verlangte, dass das man wusste, dass 8 Pfennig einem Albus, und 30 Albus einem Florin entsprachen.

Gerlach rechnete in einer Aufgabe mit maximal 3 Münzsorten, wobei es allerdings bei den von ihm insgesamt verwendeten 6 verschiedenen Münzsorten bereits eine Vielzahl von Münzkombinationen gab. Auch dazu ein Beispiel.

Aufgabe: 1 Stück einer Ware kostet 47 Florin 10 Batzen 2 Kreuzer. Wie viel kosten 52 Stück?
1 Stück – 47 fl : 10 batz : 2 Kr – 52 Stück
Ergebnis: **2480 fl 6 Batzen**

Um zu dieser Lösung zu gelangen musste man wissen, dass 4 Kreuzer einem Batzen und 15 Batzen einem Florin entsprachen.

Noch ein wenig anspruchsvoller wurde die Dreisatzrechnung, wenn nicht die Vielheit, sondern die Einheit zu berechnen war, d.h. dividiert werden musste. Gerlach war das Bruchrechnen nicht bekannt und die in unterschiedlichen Verhältnissen zueinander stehenden Münzsorten erschwerten, mehr noch als bei der Multiplikation, die Lösung der Aufgaben.

Vogel auf einem Ast. Foto: Wolfgang Zeiler

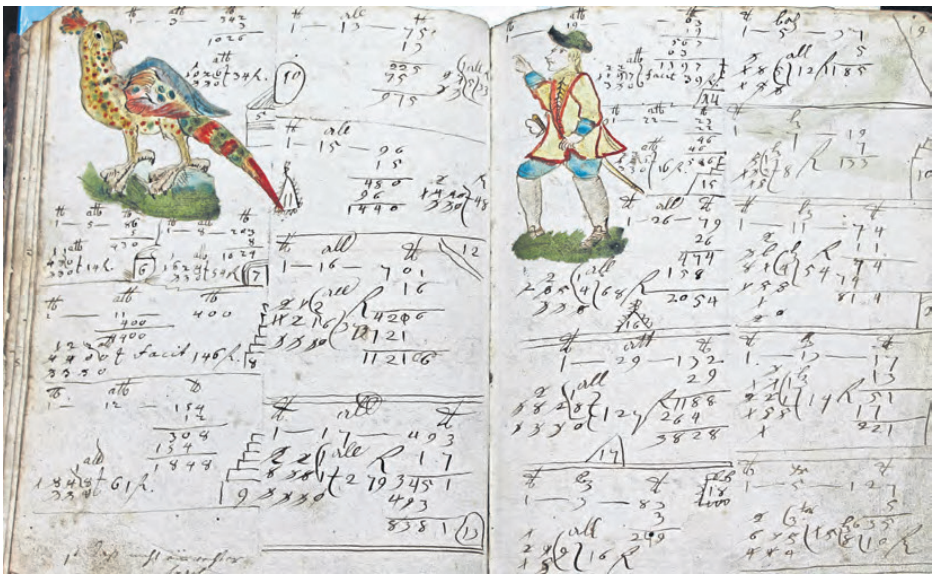
Aufgabe: 16 Ellen Tuch kosten 42 Florin. Wie viel kostet eine Elle?
16 Ellen – 42 fl – 1 Elle
Ergebnis: **2 Florin 9 Batzen 6 Pfennig**

Die Division von 42 durch 16 war für Gerlach nicht möglich. Die 42 Florin mussten daher in eine Münzsorte umgerechnet werden, die ein ganzzahliges Ergebnis erbrachte. Dies war mit Batzen, Albus und Kreuzer nicht machbar, sondern nur mit Pfennig und Heller. Gerlach wählte die Umwandlung in Pfennige, da der Wert des Pfennigs größer war als der Wert des Hellers. Dadurch wurde die anschließende Rückrechnung in höherwertige Münzen etwas einfacher. Die Umrechnung von 42 Florin in Pfennige ergab 10 080 Pf (42 * 240 Pf), dividiert durch 16 ergab dies 630 Pf. Das Umrechnen dieses Ergebnisses in höherwertige Münzsorten führte dann zur obigen Lösung.

Abschließende Bemerkungen

Die enorme Erleichterung, die wir durch die Einführung des Dezimalsystems und einer einheitlichen Währung gewonnen haben, wird beim Rechnen mit diesen verschiedenen Münzsorten sehr gut erfahrbar.

Ob es sich bei diesem Rechenbuch nun tatsächlich um ein „Lehrbuch" handelte, bleibt unklar. Aufgrund seiner klaren Gliederung und seines pädagogischen, konsequent realisierten Grundprinzips, nämlich „vom Leichten zum Schweren", wäre es damals als Lehrbuch im Fach Rechnen aber durchaus einsetzbar gewesen.



Zwei Seiten aus dem Rechenbuch. Foto: Wolfgang Zeiler

Nachweise:
1) Ev. Kirche in Hessen und Nassau - Zentralarchiv Darmstadt; Kirchenbücher von Bosenheim und Frei-Laubersheim
2) Sitzius, Marga: Bosenheim – Aus der älteren Geschichte eines Weindorfes, Ortsverschönerungsverein Bosenheim 2006, S. 101.
3) ebd.
4) Jörg, Dr. Hans: Die Entwicklung des Volksschulwesens im heutigen Kreise Kreuznach bis zum Ende des 18.Jahrhunderts, Düsseldorf 1960, S.154
5) Jörg, Hans Dr.: a.a.O.: S. 169
6) zitiert nach Jörg, Dr. Hans: ebd.
7) Mayr, Michael: Die Gemeine deutsche Rechenschul, Wien, 1752; eingesehen 31.08.2017 bei: books.google.de

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 11/2017

Beilage Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

„All diese Leiden musste ich still ertragen …“

Der Bericht des letzten jüdischen Schülers über seine Erfahrungen an der Kreuznacher ‚Deutschen Oberschule‘ (1933–1938)

VON PD DR. UDO REINHARDT, BAD KREUZNACH

Im Blick auf das bevorstehende 200. Jubiläum des ‚Gymnasiums an der Stadtmauer Bad Kreuznach‘ (Einweihungsfeier des altehrwürdigen ‚Königlich Preußischen Gymnasiums zu Kreuznach‘ am 13.11.1819) übernahm der Verfasser, Schüler von 1952 bis zum Abitur OIa 1961, u.a. die schwierige Aufgabe, die Periode des ‚Dritten Reiches‘ (1933–1945) vor allem durch Befragung von letzten Zeitzeugen (speziell für die Phase 1937–1945) und Nachkommen der beiden damaligen Direktoren einer weiteren Klärung zuzuführen.[1] In diesem Zusammenhang verwies Dr. Dierk Westermann (Abitur OIb 1959), Sohn des von 1950 bis 1965 am Gymnasium tätigen Studienrats Karl Westermann, auf ein in der Forschung bisher kaum berücksichtigtes Dokument, das Heinz Hesdörffer (geb. 30.1.1923 in Bad Kreuznach; **Abb. 1)**, in seinen 1945/46 aufgezeichneten Lebenserinnerungen hinterlassen hat.[2] Da diesem Bericht eine über den schulpolitischen Rahmen hinausgehende Bedeutung zukommt, wird er hier bereits jetzt einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.

Nach Hesdörffers Angaben[3] lagen die Wurzeln seiner Familie wohl im iberischen Judentum. Väterlicherseits zog der Urgroßvater Baruch Josef (1791–1848) im Jahr 1815 aus Hessdorf bei Gemünden/Main nach Fulda, wo sein Sohn Heinrich Hesdörffer (1833–1898) als Kaufmann tätig wurde. Mütterlicherseits kam der Ururgroßvater Lazare Joseph (geb. 1780 in Amsterdam, gest. 1814 in Altenbamberg) aus den Niederlanden in die Naheregion, wo die Großeltern Ludwig Joseph II. (1847–1920) und Elisabetha geb. Walter (1849–1901) an Nahe und Alsenz einen größeren Landwirtschafts- und Weinbaubetrieb aufbauten.

Heinrich Hesdörffers Sohn Karl (1882–1934) betrieb nach seiner Heirat (17.6.1921) mit Johanna Joseph aus Altenbamberg (geb. 1887; deportiert und umgebracht in Auschwitz 1944) eine florierende Schokoladen- und Zuckerwarenfabrik zusammen mit seinen kinderlosen Brüdern Hugo und Benedikt in der Kreuznacher ‚Neustadt‘ (Mannheimer Straße 60/Zwingel; früher Firma Webel & Co; nach dem Krieg Huthaus Vetter). Seit Anfang der zwanziger Jahre lebte die wohlhabende Familie (mit den Söhnen Heinz und Ernst Jakob, geb. 18.4.1926, deportiert und umgebracht in Auschwitz 1944) in einem geräumigen Haus in guter Wohnlage von Bad Kreuznach (Baumgartenstraße 44, hinter dem Landratsamt). Das Anwesen wurde in der berüchtigten ‚Reichskristallnacht‘ (10.11.1938)[4] demoliert und geplündert, beim großen alliierten Bombardement (2.1.1945) schließlich völlig zerstört.

Im Jahr 1933 gab es noch mindestens 500 Mitbürger jüdischen Glaubens in der Stadt an der Nahe.[5] Für sie wurde die NS-Machtergreifung am 30.1.1933 eine einschneidende Zäsur. In der Folgezeit nahm die Anzahl von Oberschülern mit jüdischem Hintergrund (spez. mosaischen Glaubens, aber auch mit christlicher Konfession) durch meist nicht ganz freiwillige Abgänge rapide ab. Zu diesem Kontext hinterließ Heinz Hesdörffer den folgenden Bericht über seine Zeit an der Kreuznacher ‚Deutschen Oberschule‘ (DOS):

Ich sollte zu Ostern 1933 die Grundschule verlassen, und da ein Studium nicht in Frage kam, wählte ich die Oberrealschule in Bad Kreuznach. Wenn ich so zurückblicke, so erscheint es mir unerträglich, welchen Anfeindungen ich dort als einziger jüdischer Schüler unter 600 Hitlerjungens täglich und stündlich ausgesetzt war, bis ich dann später nach Frankfurt an das Philanthropin übersiedelte. All diese Leiden musste ich still ertragen, denn ich konnte und wollte meine Mutter nicht ängstigen, die schon genug Sorgen hatte nach dem frühen Tod unseres Vaters am 10. Juni 1934. Nur der Tatsache, dass ich ein guter Schüler war, habe ich zu verdanken, dass ich mich so lange auf dieser Schule behaupten konnte. Denn die Hauptanführer der Nazi-Jugendbewegungen hatten nie ihre Aufgaben gemacht. Für sie waren Schießübungen und Gepäckmärsche wichtiger als eine gründliche Schulbildung, und dies in einer Schule, die den intellektuellen Nachwuchs liefern sollte. In meinen Heften konnten sie jedenfalls immer die richtigen Aufgaben und Lösungen finden und diese abschreiben.

Heinz Hesdörffer um 1938/39. Quelle: Hesdörffer 1998 (siehe Anmerkung 2,226).

Zunächst wenige Bemerkungen zu einigen Sachdetails:

(1) Heinz Hesdörffer besuchte vom 16.4.1929 bis Ostern 1933 als *Grundschule* die damalige Volksschule, Planiger Straße 2.

(2) Der verkürzende Halbsatz zum Thema *Studium* meint in realistischer Einschätzung der damaligen Situation, dass nach den rigorosen NS-Vorgaben ab 1933 ein Universitätsstudium für einen Juden in Deutschland kaum mehr möglich war, unabhängig von der Tatsache, dass bis 1933 gerade jüdische Hochschulabsolventen und -lehrer einen wesentlichen Beitrag zur Weltgeltung der deutschen Wissenschaft und Kultur geleistet hatten.

(3) Die Angabe *Oberrealschule in Bad Kreuznach* meint die ‚Deutsche Oberschule‘ mit neusprachlicher Ausrichtung (Französisch ab Sexta, Englisch als zweite Fremdsprache, wahlfreies Latein in der Oberstufe) in der Tradition des alten Realgymnasiums. Als Ergänzung des altsprachlichen Gymnasiums eingeführt, bildete sie zusammen mit diesem nach dem ersten gemeinsamen Abitur 1932 in Bad Kreuznach auch offiziell jene ‚Vollanstalt‘ mit zwei Zweigen, die schon seit 1923 ‚Staatliches Gymnasium und Deutsche Oberschule Kreuznach‘ hieß.[6]

(4) Der als Konsequenz des ergänzenden NS-Einführungserlasses zur ‚Neuordnung des deutschen höheren Schulwesens‘ (29.1.1938)[7] bedingte Schulwechsel von Bad Kreuznach nach Frankfurt ist durch das noch vorhandene Abgangszeugnis vom 25.3.1938 mit Versetzung in Oberschulklasse 6 belegt **(Abb. 2)**.[8]

(5) Das als neue Schule genannte *Philanthropin* war eine Gründung der jüdischen Gemeinde Frankfurt (1804) nach Vorbild jenes ‚Philanthropinum‘, das der Reformpädagoge Johann Bernhard Basedow zunächst als Lehrerinstitut in Dessau unterhalten hatte (1774–1793). Diese Frankfurter Bildungsinstitution wurde seit dem 19. Jahrhundert zur größten jüdischen Oberschule in Deutschland (mit phasenweise mehr als tausend Schülern), bis sie 1942 von der NS-Schulverwaltung endgültig geschlossen

und erst 1966 wieder neu eröffnet wurde.

(6) Nach ergänzender Angabe des Sohnes starb der Vater einen Tag nach seinem 52. Geburtstag an einem zu spät erkannten Blinddarmdurchbruch.[9]

(7) Die im weiteren Text genannten *Hauptanführer der Nazi-Jugendbewegungen* waren vor allem die sog. ‚Fähnleinführer' der schon seit Ende der zwanziger Jahre in Bad Kreuznach erstarkten ‚Hitler-Jugend', bei der Unterprimaner Eilhard Röhling im Verlauf der Bücherverbrennung auf dem Schulhof des Gymnasiums am Mittag des 19.5.1933 eine führende Rolle spielte.[10] Die im Text vorausgesetzten *Schießübungen und Gepäckmärsche* erfolgten außerschulisch als HJ-Veranstaltungen im Rahmen der zweimal pro Woche stattfindenden ‚Dienste'.

Um den Kernaussagen von Hesdörffers Bericht gerecht zu werden, sollte man mit den damaligen Verhältnissen an der Kreuznacher Oberschule halbwegs vertraut sein. Meine aktuellen Vorarbeiten, basierend auf der älteren Literatur zur Stadt- und Schulgeschichte im ‚Dritten Reich'[11] (incl. Judenverfolgung in der Naheregion)[12], der Befragung von über zwanzig Zeitzeugen[13] und der Würdigung noch vorhandener Dokumente (spez. im Schularchiv) dürfte diesem Anforderungsprofil einigermaßen entsprechen.

Aus persönlichen familiären Gründen kann ich durchaus nachempfinden, wie der zehn- bis fünfzehnjährige Oberschüler (mit elf Jahren zudem noch Halbwaise) diese Drucksituation in den fünf langen Jahren an der Kreuznacher DOS erlebt haben muss. Und ich kann gut verstehen, wenn der Betroffene nach den weiteren extremen Lebensstationen Westerbork, Theresienstadt, Auschwitz, Schwarzheide, Sachsenhausen und einem finalen ‚Todesmarsch' in seinen Brüsseler Aufzeichnungen (Winter 1945/46) diese Kreuznacher Schulzeit aus seiner Sicht als unerträgliche Leidensgeschichte dargestellt hat, als den zermürbenden Kampf eines Einzelnen gegen die NS-Übermacht einer ganzen Schulgemeinschaft (Stichwort: *600 Hitlerjungens*). Jedenfalls sollte man diese spätere Sichtweise mit höchstem Respekt zu Kenntnis nehmen, unabhängig von der wissenschaftlichen Notwendigkeit einer kritisch objektivierenden Würdigung selbst nach nunmehr rund acht Jahrzehnten.

Bei der hohen Ausgangszahl jüdischer Mitbürger in der Stadt im Jahr 1933[14] gab es anfangs neben Heinz Hesdörffer noch **weitere jüdische Oberschüler in Bad Kreuznach**, und zwar nach dem Jahresbericht der Schule 1931/32 mindestens drei am Gymnasium und vier an der Deutschen Oberschule (Stand 1.2.1932; ohne Zusatzangabe zu jüdischen Schülern christlichen Glaubens).[15] Aus den Versetzungslisten ab 1930[16] und z.T. noch vorhandenen Schülerbögen im Schularchiv waren folgende Namen (mit Geburtsjahr und Dauer der Schulzugehörigkeit) zu ermitteln, die künftig noch um weitere Details (z.B. zum familiären Umfeld und späteren Schicksal) sowie Quellennachweise zu ergänzen wären:

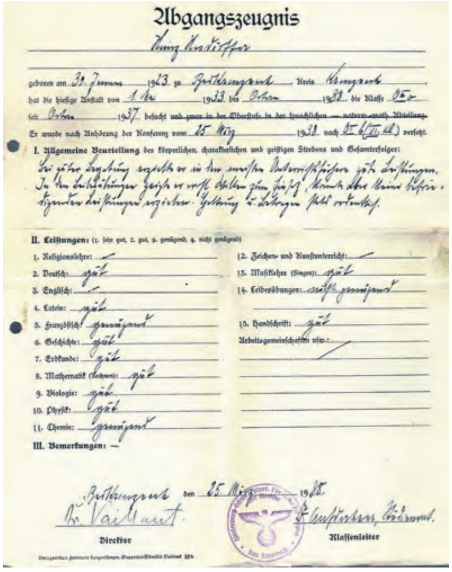
(1) *Arndtheim, Georg* (1916): Sexta Gymn. 1926 bis Abgang aus Unterprima Mai 1933, der auf massive Übergriffe von HJ-Sympathisanten in der Klasse zurückging.[17]

(2) *Caan* (um 1920): Sexta DOS 1930 bis Abgang aus Untertertia 1933/34.

(3) *Götz* (um 1921): Sexta DOS 1931 bis Abgang Quarta aus 1933/34.

(4) *Heilbron, Erich* (1918): Sexta Gymn. 1929 bis Abgang aus Obertertia 1933.

(5) *Honig* (um 1922): Sexta DOS 1932 bis Abgang aus Obertertia 1936.



Abgangszeugnis

Heinz Hesdörffer

geboren am 30. Januar 1923 zu Bad Kreuznach Kreis Kreuznach, hat die hiesige Anstalt von 1. April 1933 bis Ostern 1938 die Klasse O IIa seit Ostern 1937 besucht ~~und zwar in der Oberstufe in der sprachlichen — naturw.-math. Abteilung.~~

Er wurde nach Anhörung der Konferenz vom 25. März 1938 nach O 6 (VI. Kl.) versetzt.

I. Allgemeine Beurteilung des körperlichen, charakterlichen und geistigen Strebens und Gesamterfolges:

Bei guter Begabung erzielte er in den meisten Unterrichtsfächern gute Leistungen. In den Leibesübungen zeigte er recht Willen zum Fleiß, konnte aber keine befriedigenden Leistungen erzielen. Haltung u. Betragen sehr ordentlich.

II. Leistungen: (1. sehr gut, 2. gut, 3. genügend, 4. nicht genügend)

1. Religionslehre:	—	12. Zeichen- und Kunstunterricht:	—
2. Deutsch:	gut	13. Musiklehre (Singen):	gut
3. Englisch:	—	14. Leibesübungen:	nicht genügend
4. Latein:	gut		
5. Französisch:	genügend	15. Handschrift:	gut
6. Geschichte:	gut	Arbeitsgemeinschaften usw.:	—
7. Erdkunde:	gut		
8. Mathematik (Rechnen):	gut		
9. Biologie:	gut		
10. Physik:	gut		
11. Chemie:	genügend		

III. Bemerkungen: —

Bad Kreuznach den 25. März 1938.

Dr. Vaillant, Direktor

Klassenleiter

Abgangszeugnis Heinz Hesdörffers vom 25. März 1938. Quelle: Schülerbogen, Schularchiv S.4

(6) *Marks, Erich* (1920): Quarta DOS Mai 1933 aus Städt. Realschule Königstein/Ts. bis Abgang aus Obertertia 1935 oder 1936.

(7) *Merenstein, Herbert* (1920): Sexta Gymn. 1931 bis Abgang Quarta März 1933.

(8) *Rapp, Walter* (1916): Quinta DOS 1927 bis Abgang aus Unterprima Mai 1933.

(9) *Schwarz, Erich* (1921): Sexta DOS 1932 bis Abgang aus Quinta nach Ostern 1933.

(10) *Wolf, Walter Josef* (1922): Sexta DOS 1932 bis Abgangszeugnis zur Obertertia 1936.

Im Verlauf der Recherchen wurden auch weitere ‚halbjüdische' Oberschüler ermittelt:

(a) *Meyer, Fritz* (1915; Vater jüd., Mutter ev.): Sexta Gymn. 1924 bis Abitur Ostern 1933; Reichsarbeitsdienst 1938, danach Wehrmacht, gefallen beim Frankreichfeldzug Juni 1940.

(b) *Huesgen, Günther Werner* (1917; Vater ev., Mutter jüd.): Sexta Gymn. 1926 bis Abgang aus Unterprima Oktober 1935; erschoss sich später während des Studiums.

(c) *Bensinger, Heinz* (1919; Vater jüd. Rentner, Mutter kath.): Sexta Gymn. 1929 bis Scheitern im Abitur März 1938; später gefallen im Zweiten Weltkrieg.

Insgesamt ist für die Kreuznacher Oberschule nach 1934 kein jüdischer Abiturient mehr nachweisbar.[18] Doch erst als mit der ‚Gleichschaltung' aller Schultypen durch das NS-Gesetz zur ‚Vereinheitlichung des deutschen höheren Schulwesens' (20.4.1936)[19] ab den Aufnahmeprüfungen 1937 die Schulzeit von neun auf acht Jahre verkürzt, das Kreuznacher altsprachliche Gymnasium nicht mehr weitergeführt wurde und nach Antrag vom 20.11.1937 die Umbenennung zu ‚Hindenburg-Schule. Staatliche Oberschule für Jungen' erfolgte, gab es ab Ostern 1938 auch hier keine Oberschüler jüdischen Glaubens mehr.

Hesdörffers Angaben zur **Bedeutung der Hitler-Jugend in der damaligen Realität des Schulbetriebs** relativieren sich nur unwesentlich mit einem Blick auf die juristischen Rahmenbedingungen. So wurde das grundlegende NS-Gesetz zur Hitler-Jugend zwar erst am 1.12.1936 erlassen, und erst nach dessen „Zweiter Durchführungsbestimmung" (25.3.1939) war mit der Einführung der ‚Jugenddienstpflicht' eine Zwangsmitgliedschaft nahezu aller Schüler im Deutschen Jungvolk (ab dem 10. Geburtstag) bzw. in der Hitler-Jugend (ab dem 14. Geburtstag) gegeben. Allerdings belegt die bisherige Literatur zur Stadt- und Schulgeschichte in Bad Kreuznach von Anfang an große, lautstarke und z.T. fanatische Jungvolk- und Hitlerjugend-Gruppierungen. Dies zeigen etwa die Berichte von Dr. Friedrich Schmitt (Schüler am Gymnasium von 1930 bis zum DOS-Abitur 1938, Lehrer 1956–1969) und Dr. Horst Silbermann (Referendar am Gymnasium 1968/69; Lehrer am Lina-Hilger-Gymnasium 1970–1986, Direktor 1989–2008) zur jener Bücherverbrennung, die von örtlichen HJ-Kadern am Mittag des 19.5.1933 auf den Schulhöfen von Gymnasium und auch Lyzeum organisiert wurde.[20] Weiterhin steht fest, dass gerade in den Jahren 1933 und 1934 der Zuwachs von Mitgliedern in den NS-Jugendorganisationen beträchtlich war.[21]

Meine jüngsten Recherchen haben neben dem massiven HJ-Mobbing gegen Georg Arndtheim (Frühjahr 1933)[22] wenige bisher nicht bekannte spätere Einzelfälle von HJ-Übergriffen im Schulbereich auf zwei christliche ‚Außenseiter' aufgedeckt (1938 bzw. um 1942): Allerdings stellt sich mit einem anderen Ermittlungsergebnis, der Solidarität eines ganzen Klassenverbandes gegenüber zwei ‚viertelsjüdischen' Mitschülern (ab 1941), wie sie z.B. auch schon für den ‚Halbjuden' Günter Werner Huesgen belegbar ist,[23] die Frage, ob es bei Heinz Hesdörffer in der Klasse wirklich keinerlei Solidarität mit dem jüdischen ‚Außenseiter' gegeben haben sollte.

Wichtiger sind jedoch die Zwischenresultate für zwei über die **Gesamtatmosphäre der Schulgemeinschaft** damals entscheidende Faktoren. Da gab es mit Dr. Karl Post (1875–1965; **Abb. 3**) einen Direktor, der nachweislich von 1933 bis 1937 und auch nach seiner Reaktivierung „auf Widerruf" (!) von 1940 bis 1945 seiner christlich-humanistischen Überzeugung treu blieb. Dass er mit der Tochter eines jüdischen Kaufmanns aus Hamburg und einer Engländerin eine ‚halbjüdische' Ehefrau hatte, war in der Stadt nicht unbekannt. So wusste er sicher bei dem jüdischen Sextaner 1933, den anderen jüdischen und ‚halbjüdischen' Oberschülern sowie später bei dem ‚viertelsjüdischen' Brüderpaar (ab 1941), worum es ging und was für ihn schulpolitisch noch möglich blieb. Dabei konnte er sich bei der schwierigen Gratwanderung mit Augenmaß zwischen persönlicher Überzeugung und notwendiger Anpassung[24] in der Anfangszeit nicht nur auf bekannte Persönlichkeiten in der Stadt und bei der Schulverwaltung (z.T. auch mit NS-Hintergrund) halbwegs verlassen, sondern auch auf ein Kollegium, das von der Grundhaltung her betont deutschnational, doch überwiegend nicht nationalsozialistisch war.

Dazu kann als Zwischenergebnis aus den aktuellen Recherchen angedeutet werden, dass der Direktor von etwa 1935 bis zum Kriegsende und darüber hinaus mit Paul Dehn (Lehrer an der Schule 1912–1949) und Dr. Wilhelm Ortmann (langjähriger Lehrer am Lyzeum) zu den Köpfen eines privaten Kreises aus deutschnational geprägten Schulmännern und christlich bestimmten Persönlichkeiten (speziell aus der Kreuznacher Diakonie) zählte. Diese nachträglich noch recht genau fixierbare Gruppierung, die aus dem um 1935 aufgelösten ‚Wissenschaftlichen Verein' hervorging, stellte einen nicht zu unterschätzenden Faktor für die (schul-)politischen Verhältnisse in Bad Kreuznach während des ‚Dritten Reiches'

dar. Doch unabhängig von dieser Schulatmosphäre legt allein schon das HJ-Mobbing in der Klasse gegen Georg Arndtheim (Frühjahr 1933) nahe, dass es zu jenen *Anfeindungen*, denen sich der junge Heinz Hesdörffer nach eigenen Angaben *täglich und stündlich ausgesetzt* sah, an der Schule tatsächlich gekommen war.

Dr. Karl Post um 1933.
Foto vom Original im Schularchiv

Neue Informationsquellen eröffneten sich durch den Kontakt zum Altredakteur der *Allgemeinen Zeitung*, Fred Lex, der sich an jüngere Veranstaltungen mit Heinz Hesdörffer erinnern konnte: Weitere Ermittlungen ergaben, dass dieser bereits 2011 auf Antrag des Kreuznacher Gymnasiums vom Kultusministerium Rheinland-Pfalz ein ‚Ehrenabitur' erhalten hatte.[25] Mit der Evangelischen Jugend im Kirchenkreis an Nahe und Glan gestaltete er 2012/13 einen Dokumentarfilm über sein Leben.[26] Eine Kontaktperson zu diesem Projekt, Stephanie Otto, gab die Information, dass Heinz Hesdörffer, inzwischen 94 Jahre alt, im jüdischen Altenheim Frankfurt/Main lebe, und vermittelte auch die Möglichkeit, kurzfristig einen direkten Telefon- und Mailkontakt mit ihm zu bekommen. So schickte er auf eine entsprechende Voranfrage vom 22.2.2017 dankenswerterweise die folgenden ergänzenden Mail-Informationen:[27]

Ich war von 1933–1938 der einzige jüdische Schüler auf der Oberschule[28] , aber sie brauchten mich, um aus meinen Heften abzuschreiben. In den Pausen haben sie mich in den Mülleimer gestellt[29] , sind herum getanzt und haben geschrien: ‚Jud, Jud, scheiß in die Tut! Aber scheiß sie nicht zu voll! Sonst kriegt Dein Vater ein Protokoll!' Geschlagen haben sie mich nicht, aber ich wurde nur ‚Jud' angeredet. Am Ende des Schuljahres bekam der beste Schüler ein Buch als Preis[30]. Der Klassenlehrer ließ mich rufen und sagte: ‚Dieses Jahr kann ich Dir das Buch nicht geben, aber Du kannst Deinen Eltern sagen, Du hättest es bekommen sollen'. Er dachte, in der Weimar[er] Republik hat keine Regierung lange ausgehalten, der Hitler wird sicher auch bald ersetzt. Leider aber hat er sich geirrt. Ab Ostern 1938 durften Juden nicht mehr auf Deutsche Schulen gehen und ich bin nach Frankfurt umgezogen, wo auf dem Philanthropin eine ENGLISCHE Klasse war, und wenn man nach 2 Jahren das Abitur bestanden hatte, konnte man in England studieren. Aber dann kam die Kristallnacht und jede/r wollte Deutschland verlassen. […] Mit Dr. Post hatte ich NIE etwas zu tun, und die meisten Lehrer wollten nicht sehen, was die Hitler-Jugend mir angetan hat. Nur ganz wenige haben nicht mitgemacht. Haben Sie noch Fragen? Ich antworte so bald wie möglich.

Meine Rückfragen[31] bezogen sich auf weitere jüdische Oberschüler nach 1933, auf schulische Übergriffe aus der Zeit bis 1938, auf die Episode mit der Buchprämie, auf den Schulwechsel 1938 und den damaligen neuen Direktor sowie auf Erfahrungen mit Direktor Dr. Karl Post und dem übrigen Kollegium. Schon am Abend des 22.2.2017 kam die knappe Mailantwort:

Zu meinem Schreiben vom 22.02. habe ich nichts weiter zu sagen. Ich war damals 10 Jahre alt und hatte NIE Kontakt zu Dr. Post. An den Namen des Klassenlehrers, der mir 1934 die Buch-Prämie nicht geben konnte, kann ich mich nicht erinnern.[32] Bitte stellen Sie keine weiteren Fragen an mich. Für mich ist das Kapitel abgeschlossen. Vielleicht waren jüdische Schüler 1933/34 noch kurz vor dem Abitur an der Schule[33] , aber ich kannte niemand, schon aufgrund des Altersunterschieds.

Selbstverständlich hatte ich diese Abschlusserklärung zu akzeptieren, allein schon aus Respekt vor dem Lebensschicksal des Betroffenen. Nach seinem Bericht und den Zusatzangaben kamen **entwürdigende verbale und tätliche Übergriffe** auf dem Schulhof (Stichwort *Mülleimer*) bzw. in der Klasse (Stichwort *Papierkorb*), wie sie für Georg Arndtheim (Frühjahr 1933) und später bei wenigen christlichen ‚Außenseitern'
nachweisbar sind, zwischen 1933 und 1938 bei Heinz Hesdörffer immer wieder vor; und manche Lehrer, sahen dabei, anders als bei einem späteren Übergriff auf dem Schulhof 1938, eher weg. Weitaus schlimmer war jedoch für den jüdischen ‚Außenseiter' jener zermürbende, teils latente, teils akute Dauerdruck, den später das ‚viertelsjüdische' Brüderpaar für die Zeit von 1941 bis 1944 in dem Satz zusammenfasste: „Das Damoklesschwert hing immer über uns."

Wenn Heinz Hesdörffer allerdings nachträglich seine weitere Zugehörigkeit zur Kreuznacher DOS bis zum Schulwechsel 1938 nur damit erklärte, dass er ein guter Schüler war, so spielten in der Erinnerung des damals Zehn- bis Fünfzehnjährigen so wesentliche Rahmenfaktoren wie Kollegium und Direktor ebenso wenig eine Rolle wie zwei durch seine eigenen Angaben bestätigte Fakten: Nach der NS-Machtergreifung am 30.1.1933 ergab sich sehr bald als neue schulpolitische Rahmenbedingung, dass unter Vorwegnahme der späteren NS-Richtlinie für „Schüler nichtarischer Abstammung an höheren und mittleren Schulen" (8.5.1933)[34] in der Praxis ab den Aufnahmeprüfungen im Frühjahr 1933 an deutschen Oberschulen kaum noch Kinder von Juden aufgenommen wurden. Der damalige Direktor Dr. Karl Post hingegen setzte gerade im ‚Fall Hesdörffer' bei der Kreuznacher Aufnahmeprüfung 1933 in persönlicher Verantwortlichkeit des Entscheidens[35] (und wohl auch mit Zustimmung von Kollegium und vorgesetzter Schulbehörde) die Aufnahme des seinerzeit letzten jüdischen Oberschülers in Bad Kreuznach durch, und zwar nicht nach der üblichen Prüfung, sondern nachweislich „aufgrund von Zeugnis und Gutachten".[36] Doch wurde Heinz Hesdörffer nicht nur 1933 in die DOS aufgenommen (wie der jüdische Schüler Hans Natt am Binger Gymnasium bis zum Jahr 1936)[37], sondern er blieb dort bis Ostern 1938. Also hielt der Direktor entgegen dem ministeriellen Erlass vom 10.9.1935 seinen letzten jüdischen Oberschüler bis zum denkbar letzten Zeitpunkt auf der Kreuznacher DOS.

Diese beiden Fakten geben zugleich einen Hinweis, in welchem Maße entgegen dem Zweifel gegen Ende von Hesdörffers Bericht *(und dies in einer Schule, die den intellektuellen Nachwuchs liefern sollte)* diese Kreuznacher Oberschule sich weiterhin bemühte, ihrem Bildungsauftrag zu genügen, als ‚Leistungsschule' eine qualitätvolle persönliche und fachliche Ausbildung zu garantieren. Entsprechend das eher kritische pädagogische Fazit von Dr. Karl Post schon in seinem zusammenfassenden Schulbericht von 1933/34:[38]

Den richtigen Ausgleich zu finden zwischen der Beanspruchung durch die Verbände und den Anforderungen der Schule, die diese stellen muß, wenn anders sie Leistungsschule[39] bleiben will, wurde immer mehr ein entscheidendes Problem, an dem die verschiedenen in Frage kommenden Stellen mit bestem Willen mitgearbeitet haben, das aber eine ganz befriedigende Lösung noch nicht gefunden hat.

Nach eingehender Würdigung von Bericht und Zusatzangaben ergibt sich als wissenschaftliches Gesamtfazit (und das bei aller menschlichen Solidarität mit dem Betroffenen), dass seine persönliche Sichtweise, der vorausgesetzte Leidenskampf gegen die NS-Übermacht einer ganzen Schulgemeinschaft (Stichwort: *600 Hitlerjungens*), nachträglich gesehen, den damals bestehenden Schulverhältnissen nicht völlig gerecht wurde. Vermutlich gab es mehr als nur die belegbaren Übergriffe von HJ-Gruppierungen im Schulalltag. Gleichwohl bot die damalige Gesamtatmosphäre an dieser Kreuznacher Oberschule, speziell die reservierte Grundhaltung von Direktor und der überwiegenden Mehrheit im Kollegium, im Endeffekt keine Bestätigung für die in der Nachkriegszeit phasenweise dominierende Forschungsmeinung eines „gründlich nazifizierten Schulwesens".[40]

Dies ist bei allen Vorbehalten auch eine Zwischenbilanz zu den weiteren Recherchen mit z.T. neuen Teilergebnissen, etwa einer weitgehenden Rehabilitierung des in der Nachkriegszeit als ‚Nazi-Direktor' diskreditierten Dr. Martin Vaillant (1937–1939).[41] Daher bleibt es bei der bisherigen Grundanschauung aus Dr. Friedrich Schmitts Festrede zur Feier des 175. Schuljubiläums (1994): „Die Beeinflussung der Schüler im Sinne der N.S.-Ideologie erfolgte kaum oder auch gar nicht durch die Schule, sondern durch außerschulische Institutionen, vor allem durch die Hitler-Jugend und die Parteipropaganda."[42]

Literaturhinweise:

Zu Hesdörffer 1998: Anm. 2, zu Hesdörffer 2013: Anm. 26. Zur Schul- und Stadtgeschichte nach 1933: Anm. 11 bzw. Anm. 20; zur Judenverfolgung in der Naheregion: Anm. 12.

Anmerkungen:

1 Kontaktadresse am Ende dieses Beitrags (mit der Bitte um weitere Unterstützung bei den Recherchen).

2 Heinz Hesdörffer, Bekannte traf man viele … Aufzeichnungen eines deutschen Juden aus dem Winter 1945/46. Zürich (Chronos) 1998, ISBN 3-905312-57-3, spez. 11 (zu 1933–1938: Textzitat).

3 Hesdörffer 1998, wie Anm. 2, 7f. Vgl. auch Fink 2001, wie Anm. 12, 41f. (s.v. Hesdörffer).

4 Dazu Mais 1988, wie Anm. 12, 111–185 (Landkreis), spez. 138–151 (KH); Hesdörffer 1998, wie Anm. 2, 12.

5 Hesdörffer 1998, wie Anm. 2, 7 (mehr als 500), www.alemannia-judaica.de/bad_kreuznach_synagoge.htm (1933: 713; 1939: rund 210, die zwischen 1942 und 1944 nahezu alle deportiert und umgebracht wurden).

6 Im Gegensatz zum altsprachlichen Gymnasium war für die Oberklassen von Realgymnasium (bis 1923) bzw. Deutscher Oberschule bis zur NS-Schulreform von 1937 die Aufnahme von Mädchen möglich. Abiturientinnen nach den Listen in der Schulfest-

schrift 1958, 92ff. bzw. der Schulfestschrift 1969, wie Anm. 11, 152ff.: 1 (RG 1921), 2 (1924), 2 (1925), 1 (1926), 2 (1927), 3 (1928), 4 (1929), 4 (1930), 4 von insgesamt 9 (1931), 3 (1932), 5 (1933), 4 (1934), 3 (1935), 10 von insgesamt 22 (Ostern/Herbst 1936), 1 (1938).

[7] Renate Fricke-Finkelnburg (Hrsg.), Nationalsozialismus und Schule. Amtliche Erlasse und Richtlinien 1933–1945. Opladen 1989, 102–105 (Dokument 5).

[8] Mailkopie von Stephanie Otto/KH (23.2.2017) bzw. Vorlage im Schülerbogen des Schularchivs (S. 4). Unterschriften: Dr. Martin Vaillant (Direktor 1937–1939), Dr. Ernst Aufderhaar (Klassenlehrer, an der Schule 1927–1938; danach Versetzung nach Wesel). Ergebnisse: in allen Fächern Note ‚gut', außer in Französisch und Chemie (jeweils ‚genügend') und in Leibesübungen (‚nicht genügend'); unter ‚Allgemeine Beurteilung' der Zusatzvermerk: „Haltung u. Betragen stets ordentlich".

[9] Information vermittelt durch Stephanie Otto/KH.

[10] Nähere Literaturangaben in Anm. 20.

[11] Literatur (Auswahl): Karl Post, Hauptphasen der Entwicklung des Gymnasiums 1918–1948. In: Staatliches Gymnasium Altsprachlich und Naturwissenschaftlich Bad Kreuznach. Festschrift zur Einweihung des Neubaus 27./28. März 1958. Bad Kreuznach 1958, spez. 18–21; Emil Wilhelm Rabold, Geschichte des Kreuznacher Gymnasiums. In: 150 Jahre „Kreuznacher Gymnasium" 1819–1969. Festschrift. Bad Kreuznach 1969, spez. 56–61; Anja Sieben, Einfluß des Nationalsozialismus an Schulen, dargestellt am Beispiel des ‚Staatlichen Gymnasiums an der Stadtmauer' in der Zeit von 1933–1945. Bad Kreuznach 1988 (Facharbeit Geschichte; Belegexemplar im Schularchiv); Franz-Josef Heyen, Mit dem Hakenkreuz. Zwölf Jahre nationalsozialistische Herrschaft. In: Stadtverwaltung Bad Kreuznach (Hrsg.), Bad Kreuznach von der Stadterhebung bis zur Gegenwart. Bad Kreuznach 1990 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Bad Kreuznach 1), 225–254; Hans Forster/Toni Thurnreiter (Hrsg.), Gegen den Strom. Die Jugendgruppe St. Wolfgang, Bad Kreuznach 1933–1936. Mainz 1990 (ILF Mainz. Landeskunde und Unterricht 10); Friedrich Schmitt, Festrede zum 175. Jubiläum des „Gymnasiums an der Stadtmauer" Bad Kreuznach am 14. November 1994. In: Gymnasium an der Stadtmauer Bad Kreuznach 175 Jahre, 1819–1994. Dokumentation. Bad Kreuznach 1994, spez. 46–51; Friedrich Schmitt, Das Kreuznacher Gymnasium in der NS-Zeit. In: Bad Kreuznacher Heimatblätter 1995, Heft 2, 1–4.

[12] Literatur (Auswahl): Edgar Mais, Die Verfolgungen der Juden in den Landkreisen Bad Kreuznach und Birkenfeld 1933–1945. Eine Dokumentation. Bad Kreuznach 1988 (PZ-Informationen Geschichte Heft 7); Andrea Fink, Jüdische Familien in Kreuznach. Vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Eine Dokumentation. Bad Kreuznach 2001; Karl-Heinz Höffler, Die Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Langenlonsheim. In: Beiträge zur jüdischen Geschichte in Rheinland-Pfalz 1/1991, 4–35; Karl-Wilhelm Höffler, Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Langenlonsheim/Nahe. Chronik. Langenlosheim 2006.

[13] Keiner dieser Zeitzeugen (überwiegend erst ab 1937 an der Schule) konnte sich mehr an den DOS-Schüler Heinz Hesdörffer erinnern, auch nicht Ilse Engel (später verh. Hoffmann; DOS 1927 bis Abitur 1936; verstorben 2017), Paul Nordmann (Gymnasium 1927 bis Abitur 1936) und Rosemarie Hamburger (Abitur Lyzeum 1941, Witwe von Dieter Hamburger: Abitur Gymnasium U1 1939).

[14] Nähere Angaben schon in Anm. 5.

[15] Exemplar im Schularchiv (S. 32). Vgl. auch Hesdörffer am Ende der zweiten Mail vom 22.2.2017 (S. 3 bzw. 43 des Jahrgangs).

[16] Durchweg mit Zusatzvermerk ‚isr.' (= jüdisch).

[17] Dazu Edgar Mais, Wiedergutmachung? Gewalt und Terror des NS-Staates, begangen an ehemaligen jüdischen Bürgern der Landkreise Bad Kreuznach und Birkenfeld, im Spiegel der Akten des Landgerichts Bad Kreuznach. Eine Dokumentation. Birkenfeld 1992, 144–146. Weiteres zu dieser und den weiteren Personen im zweiten Festschriftbeitrag 2019 (Exkurs zu jüdischen Oberschülern von 1921 bis 1938).

[18] Abiturlisten nach Schulfestschrift 1969, wie Anm. 11, 155ff. und Unterlagen im Schularchiv.

[19] Fricke-Finkelnburg 1989, wie Anm. 7, 101f. (Dokument 4). Vgl. auch Rabold 1969, wie Anm. 11, 56f.; Forster/Thurnreiter 1990, wie Anm. 11, 123.

[20] Jahresbericht 1933/34, S. 34 (im Schularchiv); Schmitt 1994, wie Anm. 11, 47–49 (Bericht als Augenzeuge, mit weiteren Hintergrunddetails); Schmitt 1995, wie Anm. 11, 1–2; Horst Silbermann, Bad Kreuznach, 19. Mai 1933 auf den Schulhöfen des Gymnasiums und des Lyzeums. In: Julius H. Schoeps/Werner Treß (Hrsg.), Orte der Bücherverbrennungen in Deutschland 1933. Hildesheim 2008, 29–41, spez. 33–36.

[21] Dazu Sieben 1988, wie Anm. 11, 25: vom Abiturjahrgang 1938 an Gymnasium und DOS wurden die meisten bereits 1933 Mitglieder, wenige erst 1934, ganz wenige noch später oder überhaupt nicht.

[22] Dazu schon Anm. 17.

[23] Eindeutige Aussage des Ex-Klassenkameraden Paul Nordmann (geb. 1916, Abitur Gymnasium 1936).

[24] Entsprechend dem Fazit bei Silbermann 2008, wie Anm. 20, 39: „Schulleiter Dr. Post fand einen Weg, sein Amt im Windschatten des weiter erstarkenden, von ihm nicht geliebten Nationalsozialismus weiterzuführen."

[25] Informationsbasis: z.B. budge-stiftung.de/…/367-heinz-hesdoerffer-student ehrenhalber.

[26] ‚Schritte ins Ungewisse. Der Holocaust-Überlebende Heinz Hesdörffer erinnert sich' (dvd 2013, Umfang: 50 Minuten; die Informationen über Bad Kreuznach im Anfangsteil). Informationsbasis: z.B. www.bad-kreuznach.de/sv_bad_kreuznach/Politik und Verwaltung...

[27] Kürzung bei einer Passage ohne schulische Relevanz (Kopien aller Mails bei Stephanie Otto).

[28] Die letzten Oberschüler jüdischen Glaubens vor ihm verließen die Schule 1936 (Angaben S. 2 bzw. 42 des Jahrgangs).

[29] Alternativangabe in der dvd (Anm. 26): „In den Pausen haben sie mich in den Papierkorb gestellt".

[30] Die schon damals übliche Buchprämie für den/die Klassenbesten aus der Weinkauff-Stiftung (1892).

[31] Verbunden mit der Hoffnung, „dass Sie meine Rückfragen als das verstehen, was sie sind: Versuche, der historischen Wahrheit gemeinsam noch einen Schritt näher zu kommen." Die Mailreaktion legt nahe, dass dem Betroffenen so detaillierte Rückfragen hier vielleicht zum ersten Mal gestellt wurden.

[32] Nach den Unterlagen im Schularchiv war dies Dr. Paul Henrichs (an der Schule tätig von 1931 bis 1961).

[33] Hinter dieser Formulierung könnte eine Kenntnis der Aktionen gegen Georg Arndtheim (Anm. 17) stehen.

[34] Fricke-Finkelnburg 1989, wie Anm. 7, 261 (Dokument 1).

[35] Entgegen Hesdörffers wiederholter Aussage *Mit Dr. Post hatte ich NIE zu tun* könnte m.E., wie bei Georg Arndtheim (Mai 1933) und später beim ‚viertelsjüdischen' Brüderpaar (1941), ein Gespräch zwischen Direktor und Eltern eine wichtige Rolle gespielt haben (mindestens als Voraussetzung für das vorgelegte Gutachten).

[36] Eintrag auf dem Schülerbogen im Schularchiv (vgl. schon Anm. 8); Eintrag im Diensttagebuch des Direktors (1930–33; Schularchiv) unter 7.3.1933: „Je 40 Grundschüler sind in VI g und VI o aufgenommen worden."

[37] Nach Fink 2001, wie Anm. 1, 81. Weitere Details: Mais 1988, wie Anm. 1, 87f.; Karl-Heinz Höffler, Die Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Langenlonsheim. In: Beiträge zur jüdischen Geschichte in Rheinland-Pfalz 1/1991, 4–35, spez. 14, 16, 18f.; Karl-Wilhelm Höffler, Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Langenlonsheim/Nahe. Chronik. Langenlosheim 2006, 69, 92–108 (spez. 99–104: Lebensbericht von Hans Natt).

[38] Zitiert nach Schmitt 1994, wie Anm. 11, 50 = Schmitt 1995, wie Anm. 11, 3.

[39] Lieblingszitat von Dr. Karl Post (nach Aussage des Zeitzeugen Erwin Kadisch, Schüler von 1939 bis Abitur Realgymnasium 1948): „Eine Schule steht und fällt damit, dass sie Leistungsschule ist."

[40] Vgl. Schmitt 1994, wie Anm. 11, 46 = Schmitt 1995, wie Anm. 11, 1.

[41] Demnächst in den ‚Bad Kreuznacher Heimatblättern': Vf., „Mir wurde vorgehalten …". Dokumente der frühen Nachkriegszeit zu Dr. Martin Vaillant (Direktor am ‚Gymnasium' 1937–1939).

[42] Schmitt 1994, wie Anm. 11, 50 = Schmitt 1995, wie Anm. 11, 3. Vgl. Silbermann 2008, wie Anm. 20, 29.

Bitte an die Öffentlichkeit um Mithilfe bei der Beantwortung folgender Fragen:

1. Wer kann weitere Detailangaben machen (etwa zu den genannten oder anderen jüdischen Oberschülern nach 1933 (ggfs. auch mit Familienhintergrund und Begleitumständen)?

2. Wer kann aufgrund eigener oder ererbter schriftlicher Lebenserinnerungen noch Angaben zu anderen Ereignissen an Kreuznacher Gymnasium bzw. DOS machen (z.B. Übergriffe auf ‚Außenseiter' 1933–1944; schulpolitische Haltung der Direktoren Dr. Post und Dr. Vaillant 1937–1939 sowie des Lehrerkollegiums; Auflösung des ‚Wissenschaftlichen Vereins' um 1935; Details zur Flakhelferzeit mit auswärtigem Notunterricht 1943–1945)?

Kontaktadresse *(mit Zusicherung persönlicher Diskretion): PD Dr. Udo Reinhardt, Weyersstraße 4, 55543 KH (Telefon: 0671/282 41; Mail: ugreinhardt@t-online.de).*

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 12/2017

Beilage Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

„In absolut staubfreier Lage am Ufer der Nahe“

Die Geschichte des Hotels Victoria im Spiegel von 200 Jahren Kur- und Heilbad Bad Kreuznach

VON KARIN ENGEL, BAD KREUZNACH

Im Jahr 1997 wurde das Hotel Victoria in der Kaiser-Wilhelmstraße unter neuer Leitung wieder eröffnet und feiert somit in diesem Jahr 20-jähriges Jubiläum. Dieses Hotel Victoria ist mit seinen 21 Zimmern und 35 Betten eines der kleineren Hotels im Kurviertel, dennoch hat es in den vergangenen 20 Jahren sehr viele Gäste kommen und gehen sehen. In diesen vergangenen 20 Jahren haben einige traditionsreiche kleinere Hotels, wie z.B. das Kolpinghotel, Inselhotel, Hotel Schmieden usw. die Türen geschlossen, sind für immer aus dem Kurviertel verschwunden und haben modernen Neubauten Platz machen müssen wie so viele Hotels, die nach 1817 gebaut wurden aber heute nicht mehr existieren. Umso schöner ist es, dass das Hotel Victoria am alten Platz, Kaiser-Wilhelmstraße 16, noch immer besteht, denn trotz vieler baulicher Veränderungen hat es an dieser Stelle eine lange Tradition.

Die Geschichte des kleinen Hotels ist eng mit der Geschichte des Kurbades Kreuznach verbunden: Die Anfänge liegen in den 60er- und 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts und ohne den zunehmenden Erfolg des Bades in dieser Zeit wäre die „Villa Viktoria“ bzw. das „kleine Badehaus an der Nahe“ wohl nie entstanden.

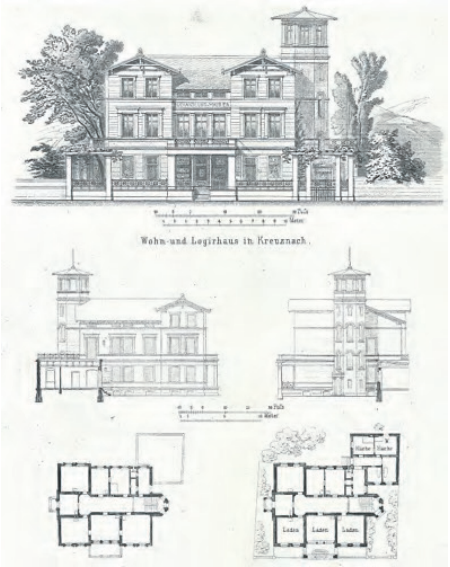
Kreuznach wird Kurstadt

Bei der Ankunft Johann Erhard Peter Priegers 1817 in Bad Kreuznach und seinen ersten Erfolgen mit der Kreuznacher Sole und Mutterlauge, befanden sich Alt- und Neustadt weitgehend noch innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern. Aufgrund der politischen Verhältnisse nach 1814 und den Bestimmungen des Wiener Kongresses fiel das Nutzungsrecht für die Kreuznacher Gradierwerke an Hessen-Darmstadt und das preußische Kreuznach musste Sole und Mutterlauge von dort erwerben. Daher spielte sich das anfängliche „Kurleben“ weitgehend an den Salinen und den vorhandenen Unterkünften der Stadt ab. 1822 waren es ca. zehn Hotels und Gasthäuser, zu denen „Zum Goldenen Adler“, „Der Kauzenberg“, „Das deutsche Haus“, „Der Pfälzer Hof“ und „Die Taube“ in der Neustadt und die Häuser „Stadt Alzey“, „Der Goldene Reiter“, „Berliner Hof“ und „Das Weisse Ross“ in der Altstadt gehörten. Priegers schnelle Erfolge und vor allem seine guten Kontakte in medizinische Kreise führten dazu, dass die Heilerfolge recht schnell über die Grenzen der Gegend hinaus bekannt wurden.

Die ab 1835 erstmals erschienenen Kur- und Fremdenlisten, die während der Badesaison zweimal wöchentlich erschienen,zeigen, dass 1835 bereits 435 Kurgäste in die Stadt kamen, 1837 waren es schon mehr als 1000.[1] Das Bad entwickelte sich zunehmend zu einem wirtschaftlichen Faktor für die Stadt. Die vorhandenen Fremdenzimmer waren manchmal schon zu Anfang der Saison belegt, deswegen wurden immer mehr private Zimmer in der Stadt und an den Salinen an Kurgäste vermietet.

In den ersten Jahren kamen sehr viele Mütter mit kranken Kindern zum Kuren in die Stadt, für die solche privaten und preiswerten Unterkünfte durchaus ausreichend waren. Selbst für die recht schnell anreisenden adligen und großbürgerlichen Kurgäste stand am Anfang wohl vor allem der medizinische Aspekt im Vordergrund, so dass auch für sie die vorhandenen Unterkünfte genügten.[2] Das änderte sich aber mit den Jahren und mit zunehmendem Erfolg und zunehmender Bekanntheit des neuen Bades wurde das Publikum immer anspruchsvoller und es wurden Hotels errichtet, die es bis dahin in der Stadt nie gegeben hatte. Nachdem dann auch noch Quellen auf „preußischem“ Gebiet (z.B. die Elisabethquelle auf dem Oberwörth oder im Oranienpark) entdeckt wurden, entwickelte sich allmählich das Kurviertel, ein ganz neuer Stadtteil, der sich von Alt- und Neustadt völlig unterscheiden sollte.

Wolfgang Reiniger beschreibt die erste planmäßige Stadterweiterung und die Bebauung des Kurviertels, einer Landschaft, die bis dahin kaum bebaut war, in drei „Epochen“[3]: Den Anfang machten u. a. der Bau des Hotels Rheinstein, Ecke Salinenstraße/Rheingrafenstraße, der Bau des Hotels Oranienhof in den 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts und schließlich der Bau des Kurhauses ab 1841, womit das neue Kurviertel einen Mittelpunkt erhielt. Ebenso das Anlegen von Wegen und Straßen, geregelt in einem Baufluchtplan von 1847, der die neue Stadterweiterung planmäßig vorgab und unter anderem auch festlegte, die neuen Straßen nach Mitgliedern der königlichen Familie zu benennen, gehört in diese Jahre. Auf diese Weise wurde auch die Luisenstraße angelegt, die heutige Kaiser-Wilhelmstraße, benannt zu Ehren von Königin Luise, der Mutter König Friedrich Wilhelms IV. Diese begann an der Schlossstraße und endete zunächst auf der Höhe Badeallee und Friedrichstraße. Die Weiterführung bis zur heutigen Weinkauffstraße/Priegerpromenade erfolgte dann ab 1860.



Entwurf des Wohn- und Logierhauses.
Quelle: Reiniger Wolfgang: Stadt- und Ortsansichten, S. 283.

In der Zwischenzeit war Kreuznach zu einem erfolgreichen und mondänen Kurort geworden und in wenigen Jahren waren noch weitere große und sehr vornehme Hotels entstanden, zu denen der Englische Hof, der Französische Hof, das Hotel Bellevue, der Nordische Hof, der Holländische Hof, das Hotel Klappdohr usw. gehörten.

Die zunehmende Exklusivität des neuen Kurviertels führte dazu, dass die Grundstückspreise z. B in den Jahren zwischen 1835 und 1845 um 500 % stiegen, wodurch die Bebauung dort bis Ende des 19. Jahrhunderts recht locker war und der Charakter der Parklandschaft noch lange erhalten blieb.

Bau der Villa Viktoria

Das Jahr 1865 stellte mit fast 8000 registrierten Kurgästen einen Höhepunkt in der Entwicklung des Kurbades dar, was dazu führen konnte, dass trotz der vielen neuen und teilweise sehr großen Hotels Zimmer knapp werden konnten. Als ab 1860 die Luisenstraße Richtung heutige Weinkauffstraße weitergeführt wurde, entstand dort recht schnell eine Reihe vornehmer Villen, deren Besitzer während der Badesaison Zimmer an Kurgäste vermieteten.

Seitenansicht der „Villa Victoria“.
Foto im Privatbesitz von Wolfgang Mohr

Diese Jahre ab 1860 beschreibt Reiniger als die 3. Epoche der Bebauung des Kurviertels. In diese Epoche fällt auch der Bau des „Wohn- und Logirhauses Villa Viktoria“ in der Luisenstraße (später Hausnummer 16). Wie viele andere Bauten dieser Zeit auch, zeichnete sich die Villa durch den Baustil des Historismus aus, einer Mischung aus italiensicher Renaissance und Antike. Häuser des Architekten Conradi im Kurviertel sind bezeichnend für diese Zeit, aber auch jenes „Badehaus an der Nahe“ des Architekten Jacobsthal, eine Villa, die aus zurückgesetztem Mittelhaus, zweigeschossigen Seitenflügeln mit Satteldach und Dachgiebeln, erdgeschossigem Hinterhaus und vor allem dem charakteristischen Seitenturm bestand, der bis 1993 existierte. Umgeben war die Villa von Gartenanlagen und einer Terrasse, die bis ans Ufer der Nahe reichte.

In der Sammlung „Alte Stiche aus Bad Kreuznach“ von Wolfgang Reiniger zeigt ein Stahlstich von F. Foltz aus dem Jahre 1870 bereits diese Villa, leicht erkennbar an eben jenem auffälligen runden Seitenturm, in welchem sich bis zum Abriss 1993 das Treppenhaus befand, einem beliebten Element dieser Bauepoche. In einem anderen Stahlstich aus dem Jahr 1862, der genau diesen Abschnitt der Nahe zeigt, ist die Villa noch nicht zu sehen, ihre Bauzeit fällt demnach in die Jahre zwischen 1862 und 1870. In diesen Anfangsjahren befand sich in der Villa Viktoria die Buchhandlung des Buchhändlers Friedrich Maurer. Dieser Frankfurter Buchhändler hatte über viele Jahre eine Buchhandlung in der Kreuzstraße, verlegte aber, wie viele andere Geschäftsleute auch, Filialen während der Badesaison ins Kurviertel.

Die in Stadtarchiv und Heimatwissenschaftlicher Zentralbibliothek noch vorhandenen Adressbücher aus dieser Zeit nach 1870 geben zunächst kaum Aufschluss über den eigentlichen Besitzer oder sämtliche Bewohner des Hauses, was aber auch daran liegt, dass erst ab 1877 die Vergabe der Hausnummern geregelt wurde, so dass Namen und Adressen tatsächlich zweifelsfrei zuzuordnen sind, so auch die Villa Viktoria und die Adresse „Luisenstraße 16“. Neben dem Buchhändler Maurer konnte als ein früher Adressat aus dieser Zeit ein „Emil Meyer, Teilhaber der Firma M. Meyer“ausgemacht werden.[5]

Ein Hinweis zu der Buchhandlung Maurer gibt es in diesen Jahren allerdings schon nicht mehr, der letzte Eintrag hierzu findet sich noch 1885 im Werk „Bath Creuznach- Handbook for Physicians and Visitors“,[6] allerdings bei der Aufzählung von Hotels und Pensionen im gleichen Werk fehlt ein direkter Hinweis auf ein Hotel in der Luisenstraße 16, lediglich ein Hinweis auf die Hausnummer 15 ist vorhanden, womit aber das Privathotel Kipper gemeint war.

Der ebenfalls auf diesem Stahlstich abgebildete Grundriss des Hauses zeigt, dass fast zwischen allen Zimmern im ersten und zweiten Geschoss eine Verbindung bestand, was darauf schließen lässt, dass das Haus zunächst in erster Linie als Wohn- und Geschäftshaus und nicht als Hotel gedacht war, denn er zeigt auch den im Erdgeschoss befindlichen dreiräumigen „Laden“, womit die Buchhandlung gemeint war. In den erwähnten noch vorhandenen Adressbüchern und Kurlisten aus diesen Jahren gibt es erst einmal keine Hinweise auf Kurgäste und Solebäder in der Adresse Luisenstraße 16.

Auch wenn im Kurviertel inzwischen einige Solequellen entdeckt worden waren, musste der größte Teil von Sole und Mutterlauge aus dem Karlshaller Brunnen zu Badehäusern und Hotels in Innenstadt und Kurviertel geliefert werden, was vor allem nachts mit Pferdefuhrwerken erledigt wurde und sehr viel Lärm verursachte.

Ein wesentlicher Fortschritt war eine Soleleitung, durch die ab 1869 die notwendige Sole direkt an eben jene Badehäuser und Hotels geleitet werden konnte. In einer ersten Liste aus dem Jahr 1869 die zeigt, welche Hotels und Badehäuser an diese neue Kreuznacher Soleleitung angeschlossen waren, fehlt die Luisenstraße 16, bzw. die Villa Viktoria noch.[7]

Im Adressbuch von 1878 sind dann insgesamt schon 71 „Badewirthe“ aufgezählt, davon alleine 9 in der Luisenstraße. Der frühe Beiname „(kleines) Badehaus an der Nahe“ bzw. „Logirhaus“ für die Villa Viktoria gibt sehr wohl einen Hinweis darauf, dass auch dieses Haus recht früh dazu gehörte.[8]

Ein zusätzlicher Hinweis, dass recht bald auch Kurgäste zumindest im Haus behandelt wurden und das Haus inzwischen an die Soleleitung angeschlossen war, findet sich z.B. in der aus dem Jahr 1883 stammenden “amtlichen Kur- und Fremdenliste“, worin folgende Anzeige zu finden ist: „Dr. von Frantzius, königl. Brunnenarzt von Münster a. St. Salinenpromenade, Villa Viktoria, Sprechst. Mrgs. 7:30 – 8:30. Nachm. 4 – 5 Uhr. In Münster tägl. 12 – 2 und 7 – 8 Uhr anwesend“. Dieser Dr. von Frantzius (gest. 1900) hatte ab 1863 eine Praxis in Bad Münster am Stein und war seit 1875 Brunnenarzt.[9]

Die erste dokumentierte bauliche Veränderung der Villa stammt aus dem Jahre 1887. Ein im Bauamt befindlicher Bauplan zeigt das „Projekt zur Erhöhung des Hinterhauses Louisenstraße 16“ durch den Maurermeister und Bauunternehmer Gottfr. Kossmann. Das einstöckige Hinterhaus, in welchem sich eine Küche befand, sollte um ein Stockwerk erhöht werden. Die Postkarte aus dem Jahre 1924 mit Blick auf die Nahe zeigt dieses um ein Stockwerk erhöhte Hinterhaus. Recht bald wurden in diesem Hinterhaus auch Solebäder verabreicht, später auch andere Anwendungen, wie Massagen, Paraffinbäder usw. Diese Tradition wurde aufrechterhalten, bis das alte Hotel Viktoria 1993 abgerissen wurde.

Die Zeit der Weltkriege

Ab 1902 erscheint jetzt bis in die 50er Jahre in den Adressbüchern zur Adresse Luisenstraße 16 immer der gleiche Familienname auf, und in den vorhandenen Kurlisten gibt es bereits hin und wieder Hinweise auf Kurgäste in der „Villa Viktoria“ und ab 1912 finden sich jetzt ständig Einträge wie „Fremdenpension“, „Familienpension“, „Badehotel“, bzw. „Privathotel Villa Viktoria“ oder „Kurhotel Villa Viktoria“. Diese Jahre vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges bedeuteten nochmals eine Blütezeit des Kreuznacher Kurbades: Die Forschungen von Dr. Karl Aschoff zum Thema Radioaktivität der Kreuznacher Sole waren erfolgreich, die Kurstadt war durch die neue Radium-Therapie noch bekannter geworden und die Zahl der Kurgäste stieg. Aus diesem Grund wurde 1912 das alte Kurhaus abgerissen, um einem zeitgemäßen Gebäude an gleicher Stelle Platz zu machen. Zwar wurde 1912 der Quellenhof als Ausweichmöglichkeit errichtet, dennoch stieg in diesen Jahren bis 1914 die Auslastung sämtlicher anderer Hotels, so wohl auch die der Villa Viktoria. Von Vorteil war sicher auch, dass 1912 das Radium Inhalatorium / Rudolfsstollen auf dem linken Naheufer, genau gegenüber der Villa Viktoria, in Betrieb genommen wurde. Bis heute ist die Nähe zum Radonstollen für viele Gäste ein wichtiges Kriterium bei der Auswahl des Hotels für ihren Kuraufenthalt in der Stadt.

Postkarte aus dem Jahre 1924 mit Blick auf die Nahe.
Foto im Privatbesitz von Kurt Schüller

Der Ausbruch des 1. Weltkrieges bedeutete nicht das Ende des Kurbetriebes, allerdings kamen jetzt vor allem Kranke und Verwundete in die Kliniken, um sich behandeln zu lassen. Ab 1917 wurde Kreuznach, bzw. das Kreuznacher Kurhaus, Sitz des Großen Hauptquartiers, und von da an dienten andere Hotels als Wohn- bzw. Arbeitsräume für das Militär.

Der Oranienhof wurde beispielsweise Sitz des Generalstabes, in welchem Erich Ludendorff und Paul von Hindenburg ihre Arbeit verrichteten. Stefan Drosse lässt in seiner Studie zum Apotheker Karl Aschoff genau diesen in einem Brief beschreiben, dass Herr Major von Rauch, Chef der Nachrichtenabteilung bzw. „Abtlg. Fremde Heere“ inklusive einer größeren Anzahl von Offizieren unter seiner Leitung seine Arbeitsräume in der Villa Viktoria erhielten“.[10]

Als Kaiser Wilhelm II in dieser Zeit mehrere Male in der Stadt weilte, benannte man zu seinen Ehren die Luisenstraße in Kaiser-Wilhelm-Straße um. Das Kriegsende und das schlimme Hochwasser von 1918 brachte das Kurleben für einige Jahre zum Erliegen.

Das Hochwasser von 1918 richtete enorme Schäden in der ganzen Stadt an, und nahezu alle Villen in der Kaiser-Wilhelm-Straße wurden beschädigt. „Das ganze Kurgebiet glich einer braunen, faulig riechenden Schlammwüste“.[11]

Nach der Niederlage waren noch bis in die 20er-Jahre französische Soldaten in Kreuznacher Hotels untergebracht, viele von diesen mussten anschließend aufgrund irreparabler Schäden abgerissen werden. Das betraf vor allem die großen Hotels wie den Oranienhof. Das Hotel Viktoria war von dem Schicksal des Abrisses nicht betroffen, aber der Neuanfang des Kurbades wurde durch die Folgen der Niederlage und des Hochwassers stark erschwert.

1934 wird das Hotel in dem Prospekt „Radium-Solbad Kreuznach – Verzeichnis der Hotels, Pensionen, Kurheime und Privatkinderheime(n)“ aufgelistet, und man erfährt, dass es in dieser Zeit 20 Betten anbieten konnte, dazu „fließendes Wasser, Solebäder im Hause, Uferterrasse, Balkonzimmer und Telefon“. Zudem mit „absolut staubfreier Lage am Ufer der Nahe“ warb, Diätküche anbot und während der Saison, die hier vom 1. April bis zum 1. November ging, Zimmerpreise von 2.00 – 3.50 Mark forderte und das Frühstück 1.00 Mark kostete.[12] Bei der Anzahl der Zimmer stand das Hotel in diesem Jahr an 12. Stelle, die größeren Hotels waren das Kurhaus, Hotel Europäischer Hof (ehemals Rheinstein), Hotel Kauzenberg, Hotel Quellenhof, Kurheim Dr. Brogsitter, Haus Hindenburg, Kurheim Brucker-Harth, Hotel Adler, Parkvilla Aegir und

das Central Hotel. Aufgelistet in dem Prospekt aus dem Jahr 1934 sind 40 Hotels und Pensionen, sowie vier Fremdenheime „ohne Verpflegung".

Einen ähnlichen Einbruch für das Bad bedeutete der Ausbruch des 2. Weltkrieges: die Kurgäste blieben allmählich aus, dafür kamen wieder Soldaten, später Verwundete und Kranke in die Kliniken. Die Stadt Bad Kreuznach wurde von insgesamt sechs Bombenangriffen stark zerstört, von denen die von 1944 und vor allem vom 2. Januar 1945 die schlimmsten Schäden anrichteten, auch im Kurviertel. Das Hotel Viktoria blieb von Zerstörungen weitgehend verschont und unmittelbar nach Kriegsende dienten die noch bestehenden Hotels wieder als Herberge für die Besatzer.

Anfang März 1945 marschierten zunächst amerikanische Truppen in die Stadt ein. Um die Bedürfnisse der Bevölkerung in der nahezu völlig zerstörten Stadt wenigsten einigermaßen zu erfüllen, konnten sie auf die Hilfe einer deutschen Verwaltung nicht verzichten und setzten kommissarisch Gemeinde- und Amtsbürgermeister ein. Auch das Hotel Viktoria diente als Unterkunft und Verwaltung für das amerikanische Militär, denn am 20. März 1945 beorderte Captain Brown den früheren Bürgermeister Dr. Robert Fischer zum Gespräch in die „Villa Viktoria", um die Verwaltung der Stadt zu regeln.[13]

Fischer war bereits von 1919 – 1934 Bürgermeister gewesen, wurde aber dann von den neuen Machthabern, denen er nicht passte, in den „Ruhestand versetzt", 1945 war er sogar als Regimegegner verhaftet worden. Aufgrund dessen wählten ihn die Amerikaner aus, um kommissarisch die Verwaltung zu übernehmen.[14]

Die Amerikaner wurden zunächst recht schnell von den Franzosen abgelöst, 1951 zogen diese wieder ab und die Amerikaner zogen erneut in die Stadt ein. Ab 1950 belebte sich ganz allmählich der Kurbetrieb, der bis dahin nahezu beendet war, wieder. Aber erst ab März 1955 räumten die Soldaten endgültig die Hotels und zogen in die inzwischen errichteten Rose Barracks, so dass diese wieder renoviert und für Kurgäste und Besucher geöffnet werden konnten. In einem Prospekt der Kurverwaltung aus dem Jahr 1954 wird das Hotel Viktoria zwar wieder aufgelistet, allerdings ist es, wie auch das Kurhaus, "zur Zeit noch nicht freigegeben".[15] Auch das Hotel Viktoria wurde erst im März 1955 wieder an die Besitzer übergeben.

Neuanfang

Auch wenn in einigen Adressbüchern der 40er Jahre als Hotelier zeitweise ein anderer Name zu finden ist (z.B. 1943), an den sich auch ehemalige Bewohner der Kaiser-Wilhelmstraße noch erinnern können, gehörten die eigentlichen Besitzer der Villa Viktoria von Anfang des 20. Jahrhunderts bis 1955 immer der selben Familie an. Denn ein Jahr später war es genau diese Familie, die das Haus an Lothar Maletzke verkaufte, der 1955 mit seiner Frau, drei Kindern, Eltern und zwei Tanten in die Villa Viktoria einzog und das Hotel recht schnell wieder eröffnete.

Die Villa war aufgrund der letzten Jahre sehr stark in Mitleidenschaft gezogen und renovierungsbedürftig, aber die amerikanischen Bewohner hatten auch etwas zurückgelassen, was seine neuen Bewohner stark beeindruckte und was in diesen Zeiten überhaupt nicht selbstverständlich war: eine Dusche.

Ganz langsam ging der Hotelbetrieb wieder los, zunächst noch so langsam, dass man, laut den Erzählungen von Udo und Elsemarie Maletzke (zwei Kindern von Lothar Maletzke) „die noch vorhandenen und verwertbaren Hotelmöbel von einem gebuchten Zimmer in das nächste schieben konnte". Das Infoblatt „Radium-Solbad" von 1955 gibt darüber Auskunft, dass das Haus zu diesem Zeitpunkt über 22 Betten in 14 Zimmern verfügte und der Zimmerpreis bei 6,00 DM pro Nacht begann.[16] Eines dieser Zimmer war das sogenannte„Fürstenzimmer": Jenes Doppelzimmer befand sich im 1. Stock des Mittelhaus und hatte einen eigenen Balkon.

„Fürstenzimmer" Quelle: Foto Privatbesitz Udo Maletzke

Als sich der Kurbetrieb in der Stadt langsam wieder belebte, wurde auch das Haus nach und nach modernisiert: zunächst wurde das marode Ziergebälk vom Dach demontiert, anschließend das Sandsteingesimse von den Außenfassaden gestemmt. Nachdem ein erneutes schlimmes Hochwasser 1965 sämtliche Keller des Hauses überflutet hatte, erfolgten 1967 weitere Umbaumaßnahmen am Gebäude. Nach den Plänen des Kreuznacher Architekten Helmut Gutmann wurde der Mittelteil des Hauses, der bis dahin noch ohne Dachgiebel war, auf die Höhe der Seitenflügel angehoben und erhielt ebenfalls einen Giebel.

Die massivste Veränderung erfolgte dann zwei Jahre später: auf dem Nachbargrundstück, wo sich bis dahin noch ein direkter Zugang zur Nahe inklusive einer Bootsanlegestelle von Heinrich Engelmann befand, wurde ein dreigeschossiger Neubau mit Flachdach errichtet, in welchem sich weitere Fremdenzimmer und später auch ein Restaurant befinden sollten.

Die Erlaubnis der Stadt für Kauf und Bebauung dieses Nachbargrundstücks durch die Familie Maletzke beinhaltete, dass es zeitnah bebaut werden musste und mindestens 12 Fremdenzimmer waren Voraussetzung, daneben immense Hochwasserschutzvorgaben als Konsequenz aus den Erfahrungen der letzten Jahre.

Dieser Neubau war wenig an das historische Umfeld angepasst, entsprach aber dem Stil der 60er und 70er Jahre. Die junge Generation von Architekten nach dem Krieg lehnte historische Bauformen ab: modern, nach vorne gerichtet und unbelastet sollten die neuen Gebäude sein.

Die Hotelzimmer in dem Neubau galten in diesen Jahren als die modernsten der Zeit: alle Zimmer waren ausgestattet mit Bad/WC und modernen Möbeln, was die Zimmer im alten Hotelgebäude noch nicht bieten konnten: lange gab es dort noch WC und Badezimmer auf dem Flur. Vor allem nachdem Udo Maletzke nach dem Tod seines Vaters der neue Besitzer des Hotels geworden war, wurden nach und nach immer mehr Zimmer auch dort mit Bad und WC ausgestattet, indem man einen Teil der Zimmer abteilte, was auch deshalb notwendig wurde, da die Gäste, vor allem Geschäftsleute, die modernen Zimmer im Neubau bevorzugten und nicht mehr im Altbau wohnen wollten. Dass sich die Ansprüche der Gäste in diesen Jahren zunehmend veränderten zeigt schon, dass ab 1976 auch das Kurhaus saniert und modernisiert wurde, um sich vom Image eines reinen Kurhauses zu lösen.

Der Haupteingang vom Hotel Viktoria, der sich bis dahin nur im Seitenturm befand, in welchem auch das Treppenhaus war, wurde jetzt zwischen Neu- und Altbau eingerichtet. Verbindungen zwischen den beiden Gebäuden befanden sich im Erdgeschoss aber auch im 1. und 2. Stockwerk. Kurz darauf wurde im Erdgeschoss des Neubaus auch ein Restaurant eröffnet, das bis 1993 existierte.

Wie zu allen Zeiten war auch in diesen Jahren das Hotelgewerbe immer von gesamtgesellschaftlichen und politischen Veränderungen betroffen. Vor allem Gesundheitsreformen der 70er Jahre, durch die allmählich offene ambulante Badekuren gegenüber stationären stark rückläufig wurden, machten sich bemerkbar. Das Recht auf offene Badekuren bei Beamten aber auch bei Offizierswitwen wurde beschnitten, was man im Hotel Viktoria schmerzhaft spürte. Anfang der 80er-Jahre verkaufte Udo Maletzke das Hotel an die Familie Schüller, um an anderer Stelle noch einmal ein neues Restaurant zu eröffnen. Dieser Neuanfang unter neuer Leitung wurde durch das nächste katastrophale Hochwasser in der Silvesternacht 1981/82 fast beendet: In kürzester Zeit überflutete das Wasser die Stadt, auch Kurviertel und Kaiser-Wilhelmstraße und richtete dort wieder verheerende Schäden an. Die Familie Schüller betrieb das Hotel mit 43 Betten bis Anfang der 90er-Jahre.

In den Erinnerungen des Sohnes, Kurt Schüller, ist es vor allem dieses Hochwasser, welches den Start für die Familie mit dem eben erst übernommenen Hotel fast verhindert hatte. „Nur durch die Hilfe von Alex Jacob und dem Hotel- und Gaststättenverband als auch dem Kreuznacher Landtagsabgeordneten Lautenbach war eine Weiterführung überhaupt erst möglich".

Aber es gibt auch sehr schöne Erinnerungen an die vielen Stammgäste, die jedes Jahr wieder nach Bad Kreuznach kamen, um immer wieder im Hotel Viktoria abzusteigen, wie z.B. „ein schwedischer Rittmeister und Adjutant des Königs, der bis zum 93. Lebensjahr jedes Jahr mit dem Auto anreiste". Von Anfang an spielte der Kurbetrieb eine wichtige Rolle bei der Existenz des Hotels: Solebäder wurden schon früh im Haus angeboten, lange in Holzzubern, später in modernen Wannen, Massagen und andere gefragte Kuranwendungen, die sich im Laufe der vielen Jahre den jeweiligen Ansprüche angepasst hatten, konnten gebucht werden. All das konnte sich bis zum Abriss des alten Gebäudes 1992 fortsetzten. In einem Hausprospekt aus den 80er-Jahren warb man: „In unserer hauseigenen Badeabteilung (die sich, wie die Küche, im Hinterhaus befand) mit direktem Anschluss an die Heilquellen der Stadt verabreichen wir alle üblichen Kuranwendungen, wie Sole- und Sprudelbäder, Paraffin- und Schlammpackungen und Massagen."

Abriss und Neueröffnung des Hotels Victoria

Anfang der 90er-Jahre verkaufte die Familie Schüller das Hotel an zwei Bad Kreuznacher Investoren, die das Hotel eigentlich gar nicht weiterführen, sondern stattdessen ein Wohn- und Geschäftshaus an gleicher Stelle errichten wollten. Sie planten massive Umbaumaßnahmen und Neubauten, gerieten aber mit diesen Plänen mit der Stadt in Konflikt, die das historische Gebäude, vor allem aber das Hotel erhalten wollte.

Über mehrere Monate dauerten diese Streitigkeiten, denn die Bauherren argumentierten mit dem völlig maroden Zustand des Fundaments u. a. durch die Folgen der Überflutungen, denen das Haus seit seiner Entstehung ausgesetzt war. Dann kam im September 1993 das nächste fürchterliche Hochwasser, anschließend war das Fundament des alten Gebäudes wohl nicht mehr zu retten und die Erlaubnis für den Abriss erfolgte, allerdings mit hohen Auflagen.

Der Neu- und Umbau der 60er-Jahre.
Quelle: Foto Privatbesitz Udo Maletzke

Zum einen musste ein Teil der Fremdenzimmer auf jeden Fall erhalten werden, zum anderen sollte die Fassade des Neubaus an die der alten Villa angeglichen werden. Nach langen Streitigkeiten begannen die großen Veränderungen, der Altbau wurde komplett abgerissen. Pläne, den „Neubau" aus den 60er Jahren um ein Stockwerk zu erhöhen scheiterten am Einspruch eines Nachbarn, was wieder monatelange Streitigkeiten zu Folge hatte, die auch immer wieder Thema in der regionalen Presse waren.[17]

Kaum aber begannen Renovierung und Neubau, erschütterte 1995 wieder Hochwasser die Stadt, dieses Mal sogar zweimal in wenigen Tagen und machte sämtliche Pläne fast zunichte. Erst 1997 wurde der Neubau „Residenz Victoria" (jetzt ändert sich die wechselnde Schreibweise des Namens ausschließlich von „k" in "c") fertig gestellt und das Hotel, das erhalten wurde, konnte unter neuer Leitung wieder eröffnen.

Der größere Teil des eigentlichen Hotels befindet sich jetzt im Ende der 60er Jahre errichteten „Neubau" und an der Stelle der alten „Villa Viktoria steht jetzt ein Neubau mit Restaurant, Wohnungen und Geschäftsräumen. Baulich wurde der Neubau hervorragend in die Umgebung eingefügt. Auch wenn es sich letztlich um zwei Gebäude, nämlich Hotel mit Restaurant und einem Wohnhaus mit Geschäftsräumen handelt, wirkt es wie ein Gesamtkomplex. Der krasse bauliche Unterschied zwischen Alt - und Neubau der früheren Jahre wurde überwunden, zudem wurde an die alte Villa Viktoria mit einigen Bauelementen erinnert: so wurde der für das Haus so charakteristische Seitenturm auf der Seite des Wohnhauses wieder in den Plänen aufgenommen, wenn auch nicht so auffällig, sondern zum Konzept passend. Neubau und Hotel erhielten Dachgiebel auf gleicher Höhe, so dass der gesamte Komplex wieder über mehrere Dachgiebel verfügt, wie vor dem Abriss.

Die Stadt Bad Kreuznach hat sich seit dem Bau der alten Villa Viktoria im 19. Jahrhunderts immer wieder verändert. Viele dieser Veränderungen bestimmten und bestimmen die Existenz des Hotels. Bad Kreuznach ist noch immer Kurstadt, noch immer sind ambulante Kuraufenthalte mit Besuch des Radonstollens, der heute Dr.-Jöckel-Stollen heißt, Thema bei Zimmerbuchungen. Bad Kreuznach ist inzwischen auch Rheumazentrum des Landes Rheinland-Pfalz. Patienten aus dem ganzen Land reisen zu meist stationären Reha Maßnahmen in den entsprechenden Kliniken in der Kaiser-Wilhelm-Straße an, aber viele von ihnen erhalten an den Wochenenden Besuch und benötigen Hotelzimmer in der Nähe.

Das Bedürfnis nach Wellness ist in Bad Kreuznach ein wichtiger Faktor geworden und dieses Bedürfnis erkennt man auch im Angebot des neuen Hotels. Allerdings finden die entsprechenden Behandlungen nicht mehr im Haus statt, sondern sind Kooperationen mit heimischen Einrichtungen. Kur und Gesundheit spielen in Bad Kreuznach seit 1817 eine wichtige Rolle, aber recht früh hat man hier auch auf Gewerbe und Industrie gesetzt. Diese drei Standbeine bestimmen aktuell die Existenz des Hotels: Dienstreisende, Geschäftsleute und Monteure bestimmen mittlerweile ebenso das Bild wie Kurgäste und Urlauber. Seit mehr als 100 Jahren existiert das Hotel Victoria/Viktoria in der Kaiser-Wilhelm-Straße 16 und hat sich den gleichen Ereignissen, Veränderungen und Anforderungen anpassen müssen wie die Kurstadt, ohne dabei den Charakter des kleinen familiären Hauses an der Nahe zu verlieren. Vor allem die Lage am Fluss mit Blick auf Schlossberg und Teetempel sind heute noch genauso beeindruckend für Hotelgäste wie vor 100 Jahren.

Anmerkungen:

1) Adressbücher von Stadt und Kreis Kreuznach/ Kur- und Fremdenlisten – Stadtarchiv und HWZB
2) Drosse, Stefan: Der Apotheker Karl Aschoff (1867-1948) und die Anfänge der Radiobalneologie- Pharmazeuten und ihr Einfluss auf die Kurmedizin am Beispiel des ‚Radium-Solbades' Bad Kreuznach. Stuttgart 2016 – S. 154
3) Reiniger, Wolfgang: Baugeschichtlicher Überblick über die Hotels und Badehäuser der Kurstädte der mittleren Nahe in: Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 41, 1990 – Stadtarchiv
4) Reiniger, Wolfgang: Alte Stiche von Bad Kreuznach und Bad Münster am Stein Ebernburg. Ein Verzeichnis der Holzschnitte, Kupferstiche, Steindrucke, Stahl-und Holzstiche vom 16. bis Ende des 19. Jahrhunderts. 1980 – S. 147
5) Adressbuch 1891
6) Bath Creuznach – Handbook for Physicians and Visitors by F. Heusner M.D. Berlin 1885 – HWZB
7) Schaller, Rolf: Die Kreuznacher Soleleitung. Eine technische Meisterleistung vor über 140 Jahren. Bad Kreuznacher Heimatblätter, Nr. 1/2013
8) Reiniger, Wolfgang: Baugeschichtlicher Überblick über die Hotels und Badehäuser der Kurstädte der mittleren Nahe in: Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 41, 1990 – Stadtarchiv S. 7
9) S. Drosse, S. 171
10) S. Drosse, S. 359
11) Peil, Marita: Die große Flut. Hochwasserkatastrophen in Bad Kreuznach und dem Landkreis im
20. Jahrhundert. Gutenberg 2009, S. 24
12) Privatarchiv Steffen Kaul
13) Bad Kreuznach von der Stadterhebung bis zur Gegenwart. Beiträge zur Geschichte der Stadt Bad Kreuznach, Bd. 1/1990. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Bad Kreuznach. S. 255f.
14) Walter, Richard: Dr. Schleicher, Dr. Koernicke, Dr. Fischer: Drei Bürgermeister mit hoher Verantwortung in kritischen Entwicklungsjahren der Stadt Bad Kreuznach. In: Bad Kreuznacher Heimatblätter 5/1995
15) Privatarchiv Steffen Kaul
16) Privatarchiv Steffen Kaul
17) siehe dazu Oeffentlicher Anzeiger vom 7. November 1995

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).

Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 2017

Aufsätze — Heft

Rolf Schaller: Der heilige Nepomuk auf der Alten Nahebrücke. Vom Schicksal der beiden Nepomuk-Standbilder. 1
Dr. Friedrich Ulbricht: Haben Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten Luther vor der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen bewahrt? Die Ebernburg als Strategiezentrum während Luthers schwerster Tage. 2
Dr. Michael Vesper: 200 Jahre Kur in Bad Kreuznach. 1817-Schicksalsjahr für einen jungen Arzt und Wendepunkt der Stadtgeschichte. 3/4
Jörg Julius Reisek : „Correspondenz aus den Soolbädern von Kreuznach" 1837. Johann Heinrich Kaufmann wirbt für die Kreuznacher Badekur. 4
Rainer Seil: Eine kritische Reflexion zweier Beschreibungen des Amtes Rüdesheim aus den Jahren 1930 und 1937. Zwei Beiträge zur Geschichte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. 5
Jörg Julius Reisek: „Mit welchen Tüchtigen des Vaterlandes haben wir nicht diese Trümmer besucht". Über Johann Heinrich Kaufmanns Wanderungen auf den Rheingrafenstein. 6
Anja Weyer M.A.: Kur und Kunst. Brunnenfiguren aus dem Cauer-Atelier und eine norddeutsche „Verwandte" der Bad Kreuznacher „Wasserträgerin". 7
Anja Weyer M.A. : Noch ein Souvenir. Eine Vase im Landesmuseum Oldenburg mit Bildern aus unserer Heimat. 7
Gottfried Kneib: Wo stand Hildegards Klause auf dem Disibodenberg? Die schwierige Suche nach dem Standort der Wohnbehausung des Frauenkonventes. 8/9
Rainer Seil: Martinstein. „Durch die seitens der Alliierten angeordnete Erbreiterung der Bundesstraße 41 mußte die Romantik in Martinstein weichen". 9
Dipl.-Hdl. Wolfgang Zeiler: Das handgeschriebene Rechenbuch des Johann Peter Gerlach von 1752. Ein 15-jähriger Hackenheimer Bäcker schreibt sein eigenes Rechenbuch. 10
PD Dr. Udo Reinhardt: „All diese Leiden musste ich still ertragen …". Der Bericht des letzten jüdischen Schülers über seine Erfahrungen an der Kreuznacher „Deutschen Oberschule" (1933-1938). 11
Karin Engel M.A.: „In absolut staubfreier Lage am Ufer der Nahe". Die Geschichte des Hotels Victoria im spiegel von 200 Jahren Kur- und Heilbad Bad Kreuznach. 12

Buchbesprechungen

Dr. Michael Vesper: Neues Grundlagenwerk zur Geschichte der Kurmedizin in Bad Kreuznach. Zu Stefan Drosse: Der Apotheker Karl Aschoff (1867-1945) und die Anfänge der Radiobalneologie. 3
Dr. Horst Silbermann: Neu auf dem Büchermarkt der Heimat – Ein liebenswertes Buch über eine liebenswerte Stadt. Zu: Werner Keym: Meisenheim. Malerische Impressionen aus historischer Zeit. 7

Nachrufe

Dr. Michael Vesper: Der Öffentliche Anzeiger war sein Lebenswerk. Der Verleger Carl Ferdinand Harrach ist verstorben. 4